

Denkmal heute

Magazin für Denkmalpflege in Österreich
Ausgabe 1/2026

Eva Schlegel und Carl Pruscha

sprechen über ihr
Schloss Gattendorf



Im Stein bewahrt: Gemmen und Kameen

Villa Beer: Eine Architekturikone öffnet sich

Schloss Hollenegg: Design im Denkmal

Die Saline auf der Pernerinsel: Vom Salz zur Kultur

9 Euro





SO LOFTS, SONNENSTEIN ENSEMBLE LINZ

WIR SCHAFFEN PERSPEKTIVEN

Das denkmalgeschützte Bürogebäude in der Linzer Gerstnerstraße wurde generalsaniert. Jetzt erstrahlt auch die historische Fassade mit restaurierten Skulpturen, Säulen und Medaillons sowie neuen Fenstern wieder in frischem Glanz.

FÜR IMMOBILIEN MIT BESTAND.

Modernes Arbeiten
in historischen Gebäuden –
wir revitalisieren laufend
unsere Immobilien
und sichern so den Wert
unseres Portfolios.

ARE.AT

Editorial

Martin Böhm

Präsident der Österreichischen Gesellschaft
der Denkmalfreunde

Die Sommerausgabe von *Denkmal heute* lädt Sie wieder dazu ein, unsere Autorinnen und Autoren auf spannende Reisen zu begleiten.

So öffnet sich in der Reihe „Technische Denkmale“ mit dem Artikel über die Restaurierung des Südportals des Tauerntunnels das Tor Österreichs in den Süden. Zum Thema „Archäologisch“ bringen Untersuchungen vor dem Bau der Koralmbahn Teilstücke römischer Straßen zu Tage, die Teile antiker Fernverbindungen waren.

Weiters begeben wir uns in zwei traditionelle Sommerfrischeorte: Wir besuchen das denkmalgeschützte Kur- und Kongresshaus in Bad Gastein, das 1974 mit dem Konzept eröffnet wurde, ein modernes und lebendiges Ortszentrum zu schaffen und Bad Gastein in die Zukunft zu führen. Im Thalhof am Ortsrand von Reichenau an der Rax wurden im Rahmen der umfangreichen Revitalisierung Atmosphäre und Geschichte eingefangen und so der alte Bestand in eine neue und lebendige Nutzung überführt.

Altes mit Gegenwärtigem zu verbinden ist auch das Ziel von Alice Stori Liechtenstein, die in Schloss Hollenegg historisches Kulturgut in Dialog mit neuen Design-Statements bringt. Mit ihrer Initiative „Schloss Hollenegg for Design“ unterstützt sie junge Designer:innen und gibt ihnen Raum für offenen Diskurs.

In der Reihe „Denkmal menschen“ laden Architekt Carl Pruscha und die Künstlerin Eva Schlegel in ihr Sommerdomizil Schloss Gattendorf, in dessen Ruine Carl Pruscha schon damals „etwas von der Wahrheit des Gebäudes“ erkannt hatte.

Die Aktivitäten des Bundesdenkmalamtes für das Jahr 2026 sind unter dem Motto „Denkmale: Wert für alle.“ zusammengefasst. Daran anknüpfend bitte ich Sie, uns dabei zu unterstützen, den Wert der Denkmale stärker im Bewusstsein der Allgemeinheit zu verankern!

Aber zunächst Ihnen einen wunderschönen Sommer, genießen Sie Ihre Ferien!

Das aktuelle Magazin zeigt wieder schön, dass Denkmale nicht nur Zeugnisse vergangener Zeiten sind, sondern lebendige Orte, an denen Geschichte und Gegenwart aufeinandertreffen. Die Beiträge präsentieren, wie vielfältig Denkmalschutz und Denkmalpflege sind und wie unterschiedlich unser kulturelles Erbe bewahrt und vermittelt wird.

Die Reihe #ichbindenkmal widmet sich diesmal den freigelegten Fresken der Wiener Alserkirche, der Restaurierung der romanischen Madonna von Serfaus sowie der Sanierung des Looshauses am Wiener Michaelerplatz. Die Beiträge machen sichtbar, wie wichtig Forschung und sorgfältige Restaurierung für den Erhalt bedeutender Denkmale sind.

Auch naturwissenschaftliche Untersuchungen spielen eine wichtige Rolle. Der Beitrag „Giftgrün!“ erzählt von historischen Farben und Materialien und zeigt, wie eng Denkmalpflege und Forschung zusammenhängen.

Ein weiterer Schwerpunkt gilt beweglichen Denkmalen: Durch die Wiederentdeckung antiker Gemmen und Kameen aus Carnuntum eröffnen sich spannende Einblicke in die Welt der Römerzeit.

Die Ausgabe spannt außerdem einen Bogen vom traditionellen Handwerk der Hufschmiede über digitale Rekonstruktionen verlorener Architektur bis hin zu historischen Orten wie der Villa Beer, der Pernerinsel in Hallein oder Schloss Eggenberg.

Unter dem Motto „Denkmale: Wert für alle.“ macht das Bundesdenkmalamt deutlich, dass Denkmale Orientierung und Identität schaffen und Räume für Begegnung, Wissen und Kreativität öffnen. Es ist wichtig, diesen Wert sichtbar zu machen und gemeinsam Verantwortung für den Erhalt zu übernehmen.

Ich wünsche Ihnen eine kurzweilige Lektüre und einen schönen Sommer mit *Denkmal heute*.

Christiane Beisl

Redaktion
Denkmal heute

Inhalt



40



20



50

Denkmal pflege

Serie

06 #ichbindenkmal

Über die Restaurierung der Madonna von Serfaus, das Looshaus am Wiener Michaelerplatz und den Sensationsfund in der Alserkirche in Wien

Naturwissenschaftliches Labor

14 Giftgrün!

Eine Erklärung, wie es zu der Bezeichnung dieses hellen und sehr intensiven Farbtönen kommt

Technische Denkmale

18 Tor in den Süden

Die Restaurierung des Südportals des Tauerntunnels in Mallnitz bringt spannende Einblicke in die historische Eisenbahn- und Tunneltechnik um 1900

Bewegliche Denkmale

20 Im Stein bewahrt

Ein Glücksfall für die Forschung und den Kulturerhalt: Über die Wiederentdeckung einer außergewöhnlichen Sammlung antiker Gemmen und Kameen aus Carnuntum

Archäologisch

22 Freie Fahrt

Ein Beitrag über die archäologischen Untersuchungen vor dem Bau der Koralmbahn und ihre reichen Resultate

Denkmal menschen

Menschen im Denkmal

26 Carl Pruscha, der „Raumflüsterer“

Angelina Pötschner traf den Architekten Carl Pruscha und seine Frau, die Künstlerin Eva Schlegel, im Schloss Gattendorf zum Gespräch

Hinter den Kulissen

34 Zwischen Boden und Zukunft

Denkmal heute sprach diesmal mit der Leiterin der Abteilung für Archäologie im Bundesdenkmalamt

Gespräche mit den Nachbarn

36 „Starting at Zero“

Rainald Franz führte ein Gespräch mit Daniel Löw-Beer und Widar Halén über die Eröffnung des Museum of Survivors in Brněnec bei Brno

Schlossgeschichten

40 Design im Denkmal

Anlässlich der Vorbereitungen zur heurigen Ausstellung „Element: Metall“ in Schloss Hollenegg traf Denkmal heute die Initiatorin Alice Stori Liechtenstein zum Gespräch

Denkmal kinder

Denkmalhund Emil

44 Emil auf zwei Rädern in Oberösterreich

Denkmalhund Emil radelt entlang der Schlägener Schlinge

Denkmal kultur

Bedeutsame Belanglosigkeit?

48 Aus Trümmern wiedererstanden – Bruchsteine sprechen

Für die aktuelle Kolumne spürt Andreas Lehne dem Bodenbelag vor der Wiener Staatsoper nach

Denkmal diskursiv

50 Zukunft aus Beton

Das denkmalgeschützte Kur- und Kongresshaus Gastein des Salzburger Architekten Gerhard Garstenauer begeistert, polarisiert und fehlt

Denkmal im Alltag

54 Ein historischer Ort in guten Händen

Ein Blick auf Ursprung und Zukunft des Thalhofs am Rand von Reichenau an der Rax

Factbox

56 Zum Umgang mit historischer Bausubstanz

Erich Bernard schreibt über Herausforderungen und das ideale Ergebnis in der Denkmalpflege

Historisch

58 Wien, wie es war: Der Paradeplatz

Wiens „Josefstädter Sahara“ und ihr Wandel zum „schönsten Platz der Welt“

Denkmal gestern: Denkmal heute

62 Eine Architekturikone öffnet sich

Das Hauptwerk von Josef Frank in Wien, die Villa Beer, lädt nach detailgetreuer Restaurierung zu einem Besuch ein

DENKMAL bewahren, DIGITAL erfahren

66 Historisches Erbe digital belebt

Verlorene Architektur, die virtuell wieder erfahrbar und erlebbar wird

Traditionelles Handwerk

70 Mit Herz, Hirn und Hand!

Der Hufschmied – mehr als ein Beruf: Drei Meister ihres Faches geben Einblick in ihre Berufung

Welterbe

74 Miracolo della Magnificenza: Ein Wunder an Herrlichkeit

Über besonders kostbare und rare Beispiele textiler Festdekorationen des 17. Jahrhunderts: Die Wappendecken des Fürsten Johann Anton von Eggenberg

Ortsgeschichten

78 Vom Salzproduktionsstandort zur Kulturinsel

Über das „weiße Gold“ auf der Pernerinsel in Hallein, die Stilllegung der letzten Saline und die Nachnutzung dieses Industriedenkmals

Denkmal amt

Schwerpunktsetzung

82 Denkmale: Wert für alle.

Die Schwerpunktsetzung des Bundesdenkmalamtes macht den Mehrwert von Denkmälern sichtbar



74



62

Denkmal freunde

Denkmalfreunde unterwegs

84 Das „Retti“ – Zukunft im Museum

Das ehemalige Kerzengeschäft „Retti“ von Hans Hollein gilt als eines der ikonischen Werken der jüngeren Architekturgeschichte

Denkmal standards

03 Editorial

86 Impressum und Vorschau

Denkmal pflege

In der Rubrik #ichbindenkmal stehen diesmal die Restaurierung der Madonna von Serfaus und jene des Looshauses am Wiener Michaelerplatz im Fokus. Außerdem wird über den Sensationsfund von 300 Jahre alten Fresken in der Wiener Alserkirche berichtet.



Innenansicht Looshaus am Michaelerplatz
© Bundesdenkmalamt, Foto: Bettina Neubauer-Pregl



Seitenansicht Madonna von Serfaus
© Bundesdenkmalamt, Foto: Irene Hofer

Kuppelfresko Wiener Alserkirche
© Bundesdenkmalamt, Foto: Bettina Neubauer-Pregl



#ichbindenkmal



Innenansicht, Zustand nach der Restaurierung
© Bundesdenkmalamt, Foto: Bettina Neubauer-Pregl



Kuppel, südwestliches Zwickelfeld: Hl. Matthäus
© Bundesdenkmalamt, Foto: Bettina Neubauer-Pregl

#ichbindenkmal

Sensationsfund in der Wiener Alserkirche

Tim Juckes

Wien 1080

Die Alserkirche in Wien

Es war davon auszugehen, dass die jüngst erfolgte Innensanierung der barocken Pfarrkirche der Alservorstadt – ursprünglich Sitz der sogenannten Weißspanier, heute des Minoritenordens – zu einer Aufwertung führen würde: Der um 1700 vollendete Raum war zuletzt 1952/53 in einer dreifarbigem Fassung ausgemalt worden, die die Architektursprache teilweise verunklärte und inzwischen verschmutzt war. Mit der Entdeckung großflächiger Bilder unter diesem Anstrich war jedoch kaum zu rechnen. Der Kirchenraum hatte keine bekannten Wandmalereien und schien dafür nicht prädestiniert: Seine nüchterne Architektur wurde auf einen Bettelorden zugeschnitten und bot keine der zeittypischen Kartuschen-systeme, die ein aufwendiges Bildprogramm erfordert hätte.

Umso größer war die Überraschung, als erste Hinweise auf einen großformatigen Bildzyklus im unteren Bereich der Kuppel zum Vorschein kamen. Nachdem kleine Freilegungsproben auf gut erhaltene Maloberflächen hingewiesen hatten, wurde die Untersuchung auf die gesamten Zwickelfelder erweitert; dabei stellte man bald fest, dass diese ursprünglich durch überlebensgroße Figuren der vier Evangelisten vollständig besetzt waren. Ihre Intaktheit und malerische Qualität legten eine Freilegung nahe, die auch dem bereits definierten Ziel der Innensanierung entsprach: Die Neuausmalung sah nämlich die Wiederherstellung des bauzeitlichen, monochrom weißen Anstrichs vor, der spätestens 1698 ausgeführt wurde war; durch die Freilegung der offenbar zeitgleichen Wandmalereien ließ sich diese Annäherung an die ursprüngliche Erscheinung der Kirche um einen Schritt voranbringen.

Die Ergebnisse der nun abgeschlossenen, durch das Bundesdenkmalamt, die Erzdiözese, die Minoriten und die Pfarre geförderten Arbeiten erweisen sich auf mehreren Ebenen als aufschlussreich. Erstens, wie bereits angedeutet, als denkmalpflegerisches Projekt und hervorragende Leistung der Restauratorinnen, geleitet von Maria Reinecke. Zweitens aus kunsthistorischer Sicht: Unsere Kenntnisse der Wiener bzw. mitteleuropäischen Barockmalerei wurden um vier Werke bereichert, die das klassische Motiv der „Kuppel-evangelisten“ – wie sie unter zahlreichen Kuppeln als Vermittler zwischen Himmelreich und Kirchenvolk erscheinen – auf eigenständige und qualitätsvolle Weise inszenieren. Das hohe Niveau ist auch in maltechnischer Hinsicht erkennbar. Die



Kuppel, südwestliches Zwickfeld: Hl. Matthäus in Streiflicht
© Bundesdenkmalamt, Foto: Bettina Neubauer-Pregl

Malereien, die – wie die Restauratorinnen feststellen konnten – in einer versierten Mischtechnik (Fresco-Secco) in jeweils vier bis sieben Tagwerken ausgeführt wurden, zeigen in vielen Bereichen nur begrenzte Vorbereitungen durch technische Hilfsmittel wie Kartons; viele Details wurden erst im nächsten Arbeitsschritt in Seccomalerei auf virtuose Weise freihändig ergänzt worden.

Inwiefern die Bilder unser Verständnis der damaligen Wiener Kunstszene verändern, bleibt vorerst offen: Erste kunsthistorische Analysen ergaben keine einfache Zuschreibung; die bekannten Schriftquellen erwähnen die Wandmalereien mit keinem Wort. Der einzige weiterführende Hinweis kommt aus den 1739 publizierten Annalen des Weißspanierordens, in denen auf die Errichtung des ersten, inzwischen zerstörten Hochaltars der Kirche durch die „berühmtesten Künstler“ Andrea Pozzo und Andrea Lanzani im Jahr 1704 eingegangen wird. Vor allem die Beteiligung Lanzanis bzw. seines Umkreises an den Wandmalereien wäre aus stilistischer Sicht nicht auszuschließen. Die Frage wird aber nur anhand weiterführender Untersuchungen zu klären sein.

Abschließend sollte hervorgehoben werden, dass diese künstlerisch wertvollen Bilder auch schriftliche Inhalte bieten, die Licht auf ihre Auftraggeber werfen. Die Evangelisten, die im Moment der himmlischen Offenbarung ihre Texte niederschreiben, präsentieren recht ungewöhnliche Bibelzitate, denen eine Gemeinsamkeit zugrunde liegt: Sie verweisen alle auf die Lehre der Dreifaltigkeit und reagieren damit auf ihre Rolle im Dienst der Weißspanier, die offiziell als Trinitarier bekannt waren und deren Orden, wie dieser Name besagt, der Dreifaltigkeit gewidmet war. Die genaue Zitatwahl und die vergleichende Analyse mit Bildstrategien in anderen Kirchen stellen eine weitere Aufgabe für die künftige Forschung dar.

[Dr. Tim Jukes arbeitet in der Abteilung für Spezialmaterien im Bundesdenkmalamt.](#)



#ichbindenkmal

Untersuchung und Restaurierung einer romanischen Besonderheit

Julia Kolar, Ulrike Palm



Die Madonna von Serfaus

Beim Betreten der Wallfahrtskirche „Unsere Liebe Frau im Walde“ fällt der Blick unweigerlich auf die in der Apsis thronende Madonna. Sie zählt zu den ältesten Gnadenbildern Tirols und steht bis heute im Zentrum der Wallfahrt. Die farbig gefasste Holzskulptur wurde vom Bundesdenkmalamt umfassend kunsttechnologisch untersucht und restauriert. Dabei konnten nicht nur konservatorische Maßnahmen gesetzt, sondern auch neue Erkenntnisse zu Entstehung, Materialität und Geschichte gewonnen werden.

Die Madonna hat das frontal sitzende Jesuskind auf ihrem Schoß und folgt damit dem byzantinischen Nikopoia-Typus: Die rechte Hand des Kindes ist zum Segen erhoben, die linke hält ein Szepter. Die Provenienz der Skulptur ist ungeklärt – sie könnte lokal entstanden oder über Pilger- und Handelswege nach Serfaus gelangt sein. Eine Legende datiert ihre Auffindung in das Jahr 427, doch ist die rückseitige Inschrift mit größerer Wahrscheinlichkeit als „1427“ zu lesen und dürfte auf eine spätere Überarbeitung verweisen.

Eine Radiokarbonanalyse datiert das Holz in den Zeitraum 1013 bis 1164. Stilistische Vergleiche mit verwandten Werken legen eine Entstehung im späten 12. Jahrhundert nahe. Die Skulptur besteht aus Schwarzerle; Sitzbank und Bodenplatte sind spätere Ergänzungen aus Nadelholz. Röntgenaufnahmen zeigen, dass die Figur aus einem Block gefertigt wurde, während das Christuskind separat geschnitzt und angesetzt ist.

Die Untersuchung der Farbfassung ergab einen klassischen Aufbau mit Leim-Kreide-Grund und ölgebundenen Pigmenten. Die sichtbare Fassung ist stilistisch wohl im 19. Jahrhundert entstanden, worauf unter anderem schablonenhafte Muster und die Verwendung der Pastiglia-Technik hinweisen. Dabei wurden plastische Dekorelemente wie Perlen und Edelsteine aus einer pastenartigen Masse geformt und mit Metallauflagen versehen. Unter dieser jüngeren Fassung ließ sich eine ältere Farbschicht mit arsenhaltigem Azurit nachweisen, die auf eine regionale Herkunft hindeutet.

Der Zustand der Skulptur war von zahlreichen Alterungs- und Schadensphänomenen bestimmt. Klimaschwankungen, Licht, Kerzenruß und frühere Eingriffe hatten zu Craquelé,



Haftungsverlusten, Verschmutzungen sowie zu Fehlstellen und beschädigten Metallauflagen geführt. Zusätzlich beeinträchtigten unsachgemäße Ergänzungen das Erscheinungsbild.

Ziel der Restaurierung war es, die historische Substanz zu bewahren und zugleich einen geschlossenen Gesamteindruck zu schaffen. In enger Abstimmung von Restauratorin, Pfarre und Bundesdenkmalamt wurden die Maßnahmen festgelegt. Qualitativ unzureichende Ergänzungen wurden korrigiert, die Fassung wurde gefestigt und gereinigt, Fehlstellen wurden gekittet und zurückhaltend retuschiert. Auf rekonstruierende Eingriffe hat man bewusst verzichtet.

Nach Abschluss der Arbeiten präsentiert sich die Madonna in einem gealterten, aber stabilen und gut lesbaren Zustand. Sie kehrte an ihren angestammten Platz in der Kirche zurück und bleibt ein eindrucksvolles Zeugnis gelebter Frömmigkeit. In ihrer vielschichtigen Überlieferung vereint sie mittelalterliche Ursprünge, spätere Veränderungen und moderne Denkmalpflege zu einem lebendigen kulturellen Erbe.

Mag.^a Julia Kolar ist Restauratorin mit dem Schwerpunkt auf gefasste Skulpturen und Tafelgemälde.

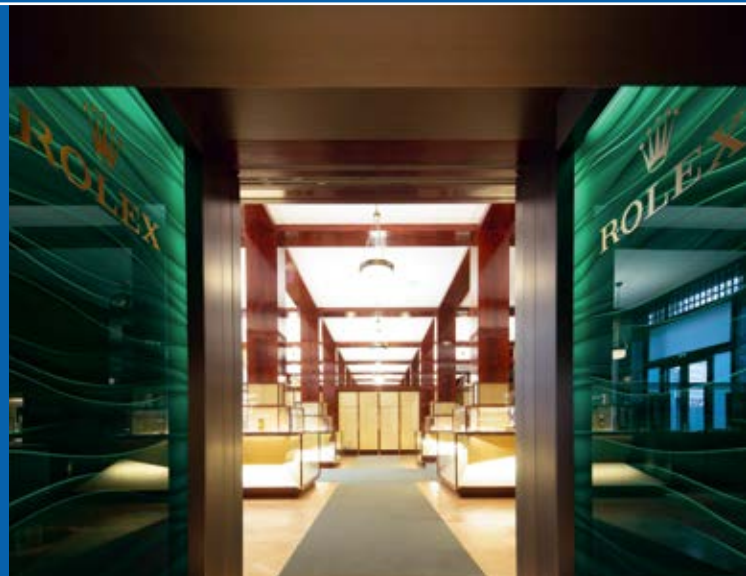
Mag.^a Ulrike Palm, MA arbeitet in der Abteilung für Konservierung und Restaurierung im Bundesdenkmalamt.

Fotos Madonna von Serfaus © Bundesdenkmalamt, Fotos: Irene Hofer

#ichbindenkmal

Rückkehr zur ursprünglichen Klarheit

Wolfgang H. Salcher



Wien 1010

Looshaus in Wien

Das Looshaus am Michaelerplatz, 1909 bis 1911 für den Herrenausstatter Goldman & Salatsch errichtet, gilt als eine der Inkunabeln der Wiener und internationalen Architektur des 20. Jahrhunderts. Mit seiner nüchternen Putzfassade über dem repräsentativen Sockel, dem innovativen Eisenbetonskelett und dem erstmals konsequent realisierten Raumplan markiert es den Beginn der Moderne in Österreich. Nach tiefgreifenden Nutzungsänderungen und Verlusten im Inneren wurde das Gebäude in den 1980er-Jahren, nach dem Übergang in den Besitz der Raiffeisenbank Wien, von Architekt Burkhardt Rukschcio weitgehend nach den Originalplänen von Loos rekonstruiert.

In den Jahren 2023 bis 2024 erfolgte eine umfassende und denkmalgerechte Sanierung des denkmalgeschützten Gebäudes, mit dem Ziel, das Haus näher an seinen ursprünglichen Zustand heranzuführen und seine architektonischen Qualitäten nachhaltig zu sichern. Zentrale Maßnahmen waren die Wiederherstellung der ursprünglichen Raumwahrnehmung im Inneren – unter anderem durch das Schließen später eingefügter Kassennischen – sowie eine behutsame energetische Ertüchtigung im Einklang mit den Anforderungen des Denkmalschutzes.

Die Initiative zur Sanierung ging wesentlich auf den im Haus ansässigen Juwelier Herbert Schullin zurück, dessen Unternehmen die schönsten Räume des Hauses nutzt. In enger Abstimmung mit Planung, Restaurierung und dem Bundesdenkmalamt wurde ein Konzept umgesetzt, das die historische Substanz respektiert und die denkmalgerechte Wiederannäherung an den ursprünglichen Zustand sowie die langfristige Erhaltung dieses Schlüsselwerks der Moderne gewährleistet.

Besonders hervorzuheben ist die Bereitschaft der Nutzer:innen, technisch anspruchsvolle Lösungen zugunsten der Substanzerhaltung mitzutragen. Dadurch ließen sich bauliche Eingriffe, die aus brandschutztechnischen Gründen erforderlich gewesen wären und das architektonische Gesamtkunstwerk beeinträchtigt hätten, durch alternative organisatorische Maßnahmen vermeiden. Die neue Nutzung fügt sich durch die sensible Planung stimmig und elegant in den Bestand ein.



Damit stellt diese Restaurierung einen wichtigen Schritt dar, die architektonische Idee von Adolf Loos wieder klarer erlebbar zu machen und das Looshaus als bedeutendes Zeugnis der österreichischen und internationalen Moderne dauerhaft zu sichern.

[DI Wolfgang H. Salcher ist Landeskonservator für Wien.](#)

[Fotos Looshaus am Michaelerplatz](#)

[© Bundesdenkmalamt, Fotos: Bettina Neubauer-Pregl](#)

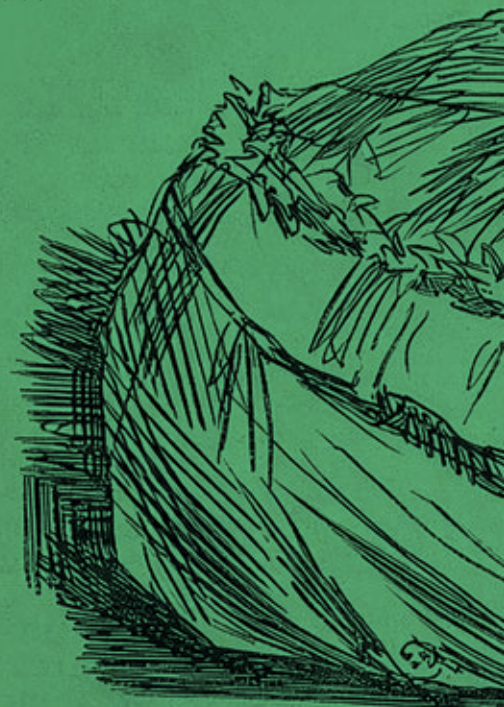


Giftgrün!

Robert Linke



Farbenmuster mit Schweinfurter
Grün des Deutschen Herstellers
J. D. Riedel AG Berlin
© Technisches Museum,
Inv. Nr. 91009



Mit dem Begriff „giftgrün“ verbinden wir im Allgemeinen einen hellen, aber intensiven grünen Farbton. Doch wie erklärt sich eigentlich diese Bezeichnung?

Im 18. Jahrhundert entwickelte der schwedische Chemiker Carl Wilhelm Scheele ein leuchtendes grünes Pigment und brachte es unter dem Namen „Scheele-Grün“ auf den Markt. Gegenüber den bis dahin bekannten natürlichen Grünpigmenten war es in seiner Leuchtkraft deutlich intensiver und entsprechend beliebt. Bei dem Versuch, dieses Pigment nachzuahmen, entdeckte der österreichische Chemiker Ignaz von Mitis um 1804 einen chemisch ähnlichen grünen Farbstoff, der als „Mitis-Grün“ bekannt wurde und den er in seiner Fabrik in Kirchberg am Wechsel bis 1818 herstellte.

Karikatur des englischen Satiremagazins „Punch, or the London Charivari“ mit dem Titel „The Arsenic Waltz.“ 8. Februar 1862



Etwa zeitgleich experimentierte auch Wilhelm Sattler, Direktor einer Pigmentfabrik in Schweinfurt, an der Entwicklung neuer, synthetisch hergestellter Pigmente. Um 1815 gelang es ihm, ein wesentlich stärker leuchtendes Grünpigment als die bisher bekannten von Mitis und Scheele in den Verkauf zu bringen. Das nach der Stadt seines Fabrikstandorts benannte Pigment trat als „Schweinfurter Grün“ einen wirtschaftlichen Siegeszug an und erfreute sich im biedermeierlichen Mitteleuropa rasch großer Beliebtheit.

Die zahlreichen Handelsnamen belegen die weite Verbreitung von **Schweinfurter Grün** und seinen intensiven Farbton: Wiener Grün, Pariser Grün, Baseler Grün, Kasseler Grün, Schwedisches Grün, Urania-grün, Papageigrün, Kaisergrün, Neugrün, Smaragdgrün, Originalgrün, Moosgrün, Patentgrün u. v. m.



Die Röntgenfluoreszenzanalyse hilft, giftige Pigmente schnell zu identifizieren: Untersuchung eines Kleids von Kaiserin Elisabeth. © Regina Knaller

Was in den 1980ern die Neonfarben, war im Biedermeier Schweinfurter Grün

Obwohl Sattler bemüht war, sowohl die chemische Struktur als auch den Herstellungsprozess geheim zu halten, gelang es der Konkurrenz bereits 1822, die chemische Zusammensetzung zu entschlüsseln. In der Folge wurde Schweinfurter Grün in ganz Europa in zahlreichen Pigmentfabriken produziert und vertrieben. Heute sind für dieses Pigment mehrere Dutzend Bezeichnungen bekannt, die auf die vielen Produktionsorte oder auf seine Leuchtkraft Bezug nehmen.

Gegenüber den bis dahin zur Verfügung stehenden Grünpigmenten überzeugte Schweinfurter Grün durch seine Farbintensität, seine Lichtechtheit, seine universellen Einsatzbereiche und den günstigen Preis, was Grün in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts letztlich auch zu einer Modefarbe machte. Die Anwendungsbereiche waren vielfältig und reichten von Pigmenten in Ölfarben und Pastellkreiden über das Färben von Teppichen, Bekleidungsstoffen und Vorhängen bis hin zu Druckfarben für Tapeten und Bucheinbände. Selbst Kerzen und viele andere Dinge des täglichen Lebens konnten damit gefärbt werden. Zahlreiche bekannte Künstler wie Claude Monet, Vincent van Gogh und Paul Gauguin verwendeten dieses Pigment in ihren Werken. Sogar die Verwendung als Lebensmittelfarbstoff für Zuckerl oder Tortenglasuren ist belegt. Bemerkenswerterweise wurde Schweinfurter Grün zeitgleich auch als Rattengift, Holzschutzmittel oder als Spitzmittel im Weinbau eingesetzt.

 Bundesdenkmalamt

di:'angewandte 

 Denkmale:
Wert für alle.

Farbgeschichte

von Purpur, Smalte und Giftgrün

Kartause Mauerbach

30. Mai bis 27. September 2026

Farbschichten erzählen Geschichten von Schönbrunnengelb bis Giftgrün und von sozialen Bedeutungen sowie ästhetischen Vorlieben vergangener Zeiten. In der Denkmalpflege sind sie bedeutende Zeugnisse unseres kulturellen Erbes.

Die Ausstellung des Bundesdenkmalamtes widmet sich der Herstellung und Verwendung von Farben sowie der Farbsymbolik im Laufe der Jahrhunderte und lädt samstags, sonntags und an Feiertagen zur Spurensuche in der Kartause Mauerbach ein.

Mehr Informationen:



bda.gv.at

 WKO
WIRTSCHAFTSKAMMER ÖSTERREICH



 NIEDERÖSTERREICH
CARD
NIEDERÖSTERREICH-LAND.AT



Wenn Mode tödlich wird

Chemisch besteht dieses Pigment aus Kupfer(II)-arsenit-acetat, einer Verbindung, die bei starker und längerer Exposition Beschwerden von Kopfweh, Übelkeit, Abgeschlagenheit und Erbrechen über Hautausschläge und Koliken verursachen und bis zu Organversagen und Tod führen kann. Dass der neue Farbstoff Arsen enthielt, war damals zwar bekannt, Arsen zu dieser Zeit aber so etwas wie der Alleskönner der Chemie. Man setzte es in geringen Dosen als Medikament ein, zur Schädlingsbekämpfung, und nun eben auch als Pigment. Dennoch warnten bereits in den 1830er-Jahren einige Ärzte auf Kongressen und in Fachzeitschriften vor den gefährlichen Folgen der Verwendung dieses Pigments. Besonders Arbeiter:innen in Färbereien und Druckereien oder Schneider:innen zählten zu den ersten Personen, bei denen schwere Arsenvergiftungen im Zusammenhang mit dem Pigment nachgewiesen werden konnten.

Bereits 1838 wurde Schweinfurter Grün beispielsweise im deutschen Tapetendruck untersagt, dieses Verbot jedoch kurz darauf wieder aufgehoben, um Wettbewerbsnachteile gegenüber französischen Importen zu vermeiden. Ein umfassendes Verarbeitungsverbot in Farben trat erst 1887 in Kraft. Dennoch wurde das Pigment weiterhin produziert, von Sattler bis in die 1930er-Jahre und von einer US-amerikanischen Firma gar bis in die 1950er-Jahre.

Gefahrstoffe in der Denkmalpflege

Mit Gefahrstoffen wie giftigen Pigmenten, krebserregenden Holzschutzmitteln, aber auch Asbest ist in der praktischen Denkmalpflege häufig zu rechnen. Naturwissenschaftliche Untersuchungsmethoden helfen, diese oft unsichtbaren Gefahrenquellen zu identifizieren und zu beurteilen. Auch wenn die Denkmalpflege stets bemüht ist, denkmalgerechte Lösungen zu finden, hat der Gesundheitsschutz immer oberste Priorität.

Obwohl mit dem Beginn des 20. Jahrhunderts Schweinfurter Grün allmählich aus dem Alltag verschwand, stellt uns seine Verwendung bis heute vor Herausforderungen. Viele große Bibliotheken sind beispielsweise in den vergangenen Jahren dazu übergegangen, ihre Bestände nach Verdachtsfällen zu durchforsten und gegebenenfalls für eine Leihe zu sperren. Auch im Bereich der Baudenkmalpflege werden regelmäßig neue Fälle der Verwendung dieses Pigments entdeckt. Aber auch hier gilt es eine vernünftige Verbindung zwischen Denkmalerhalt und Gesundheitsschutz herzustellen.

Die Verwendung von Schweinfurter Grün ist in Österreich und Deutschland seit dem Ende des 19. Jahrhunderts verboten. Geblieben ist jedoch die Bezeichnung „giftgrün“, die noch heute an die tragischen Schicksale erinnert, die sich aus der Verwendung dieses Pigments ergaben.

Dr. Robert Linke ist Leiter des Referats Naturwissenschaftliches Labor der Abteilung für Konservierung und Restaurierung im Bundesdenkmalamt.



HISTOLITH®

Das mineralische Sortiment für den Schutz wertvoller Bausubstanz.



www.synthesa.at/baudenkmal



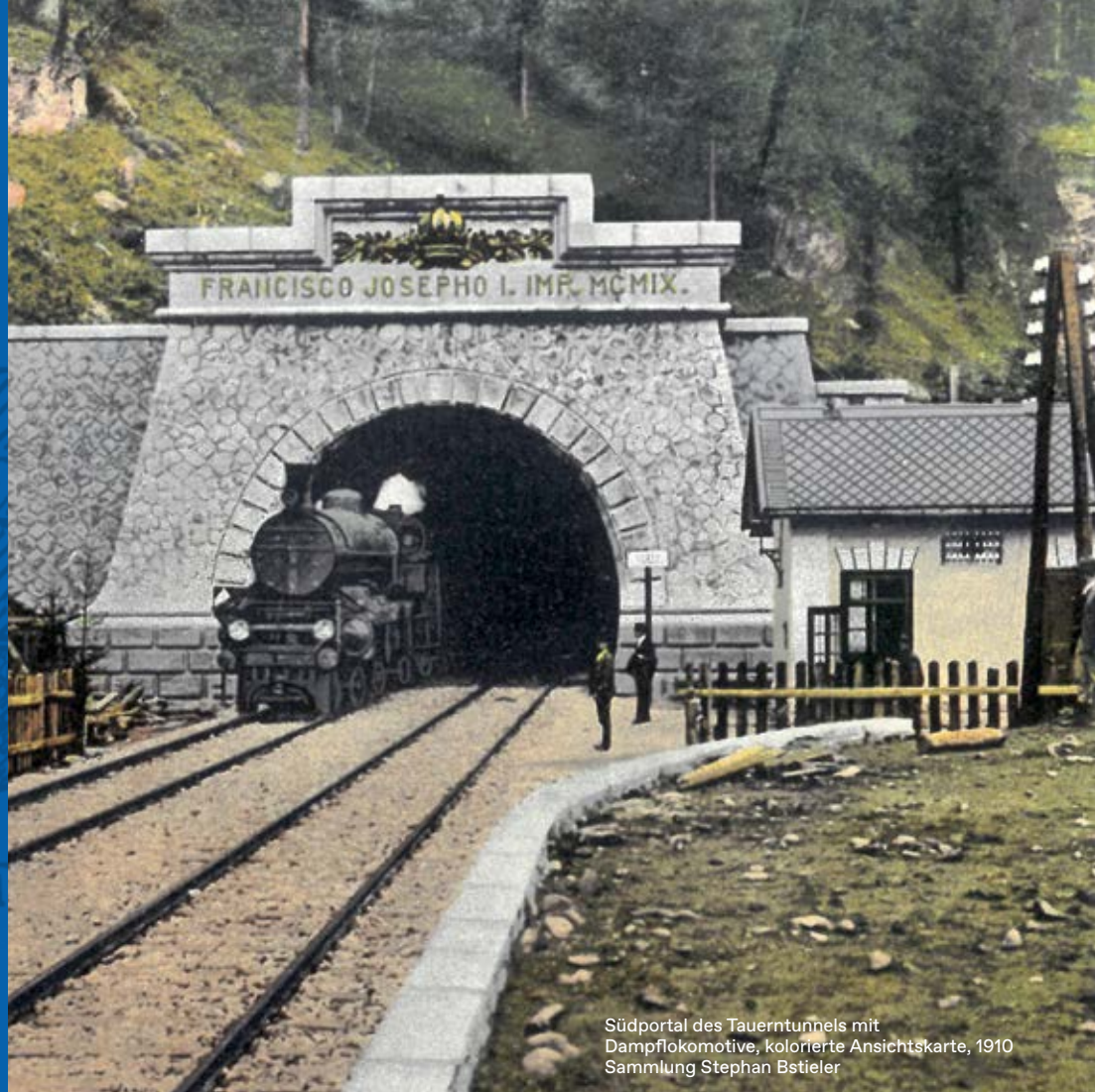
THE POWER OF SURFACE.

CAPAROL

Technische Denkmale

Tor in den Süden

Stephan Bstieler



Südportal des Tauerntunnels mit Dampflokomotive, kolorierte Ansichtskarte, 1910
Sammlung Stephan Bstieler

Mehr als ein Jahrhundert lang hat der rege Eisenbahnverkehr durch den Tauerntunnel auch am Südportal in Mallnitz Spuren hinterlassen. Dessen jüngst abgeschlossene Restaurierung gewährte spannende Einblicke in die historische Eisenbahn- und Tunneltechnik um 1900.

Von November 2024 bis Juli 2025 musste eine der bedeutendsten Nord-Süd-Bahnverbindungen Österreichs, der 8,4 Kilometer lange Tauerntunnel zwischen Bad Gastein (Salzburg) und Mallnitz (Kärnten), für dringend erforderliche Sanierungs- und Modernisierungsarbeiten gesperrt werden. Dies bot die Gelegenheit, das unter Denkmalschutz stehende Südportal des Tauerntunnels grundlegend zu restaurieren und während der Tunnelsperre auch einen gefahrlosen

Einblick in die historische Tunnelbelüftungstechnik aus der Erbauungszeit zu bekommen.

Der Bau der Tauernbahn wurde durch das 1901 beschlossene Eisenbahnbau- und Investitionsgesetz ermöglicht. Die Bahnlinie zweigt bei Schwarzach-St. Veit von der Westbahnstrecke ab und führt durch 16 kleinere Tunnel und Galerien sowie über 48 Brücken bis nach Spittal an der Drau. Während der nördliche Streckenabschnitt bis Bad Gastein bereits 1905 in Betrieb genommen wurde, erfolgte die Eröffnung des südlichen Abschnitts erst am 7. Juli 1909. Das Kernstück der Bahnstrecke bildete der heute 8.371 Meter lange zweigleisige Tauerntunnel. Bei seiner Errichtung durch das Wiener Bauunternehmen Brüder Redlich & Berger waren auf der Nordseite mehr als 3.000 und auf der Südseite über 2.000 Arbeiter beschäftigt, die die Tunnelröhre mit hydraulischen sowie elektrischen Bohrmaschinen und durch Sprengung ausbrachen. Im Februar 1909 war der Tauerntunnel, der eine außergewöhnliche Ingenieursleistung darstellte, fertiggestellt. Seine beiden Tunnelenden erhielten jeweils architektonisch gestaltete Portalbauten in Zyklopenmauerwerk. Im



Ringdüse der historischen Belüftungsanlage im Südportal des Tauerntunnels
© Bundesdenkmalamt, Foto: Stephan Bstieler



Südportal des Tauerntunnels in Mallnitz, restaurierter Zustand
© Zottmann Restaurierwerkstatt GmbH

abgestuften Kranzaufsatz über dem Portalscheitel befinden sich die Kaiserkrone mit begleitenden floralen Zierelementen aus Bronze sowie die Inschrift „FRANCISCO JOSEPHO I. IMP. MCMIX.“ aus metallenen Lettern.

Infolge der anfänglichen Befahrung mit Dampflokomotiven haben sich im Lauf des vergangenen Jahrhunderts dunkelgefärbte Schmutzaufgaben auf der Oberfläche des Südportals gebildet, die eine Dicke von bis zu mehreren Zentimetern erreichten. Zudem waren Steinteile locker oder ausgebrochen und ein Großteil der Mauerwerksfugen war schadhaft. Ziel der Restaurierungsarbeiten war die Konservierung des überlieferten Bestands und die Instandsetzung der historischen Architekturoberfläche des Portalbaus sowie der seitlichen Stützmauern. Neben dem Verschließen von Rissen und einer Neuverfugung mit einem an den Bestand angepassten Mörtel stand vor allem eine Reinigung des Tunnelportals im Vordergrund. Dabei wurde darauf geachtet, die am Mauerwerk abgelagerten stark anhaftenden Rußspuren der Dampflokomotiven zwar zu reduzieren, aber als sichtbares Zeichen der Nutzungsgeschichte des Tauerntunnels erkennbar zu belassen.

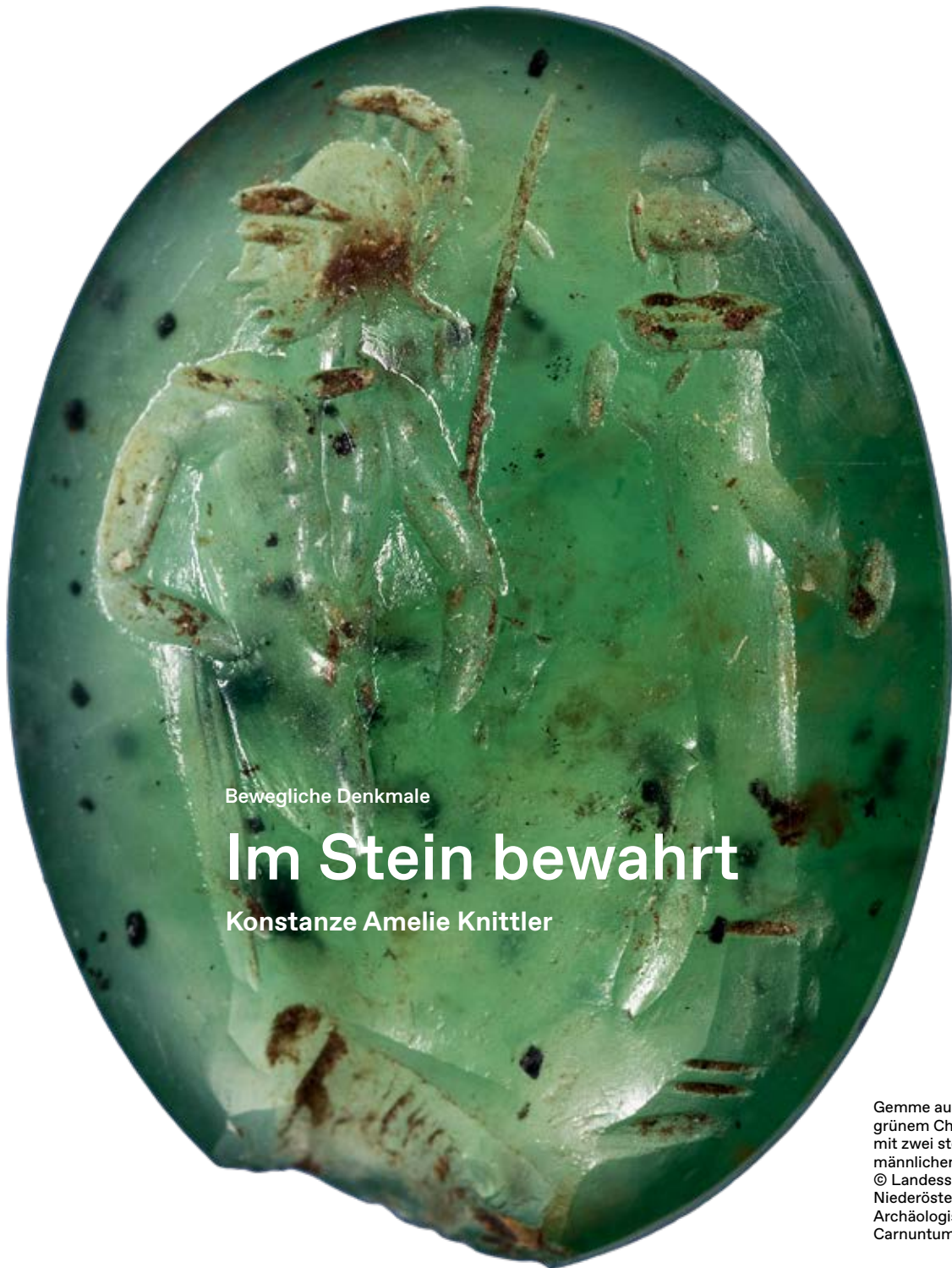
Während der Streckensperre im Zuge der Tunnelsanierungsarbeiten war auch eine gefahrlose Begutachtung des Inneren des Südportals und der dort verbauten historischen Tunnelbelüftungsanlage möglich. Die Lüftungsanlage gehörte in den Anfangsjahren des Tauerntunnels zu seiner unerlässlichen technischen Ausstattung. Bei Gebirgstunneln, die mit Dampflokomotiven befahren wurden, führten die Rauchschwaden nämlich zur Rauchansammlung sowie zur Bildung von giftigem Kohlenmonoxid und schwefeliger Säure. Dies hatte einerseits einen Adhäsionsmangel auf den Schienen, andererseits eine verstärkte Korrosion und Abnutzung der Eisenteile des Bahnoberbaus zur Folge. Um die Verkehrssicherheit zu erhöhen und die Lebensdauer des Bahnoberbaus zu verlängern, brauchte es daher bis zur Elektrifizierung der Tauernbahn von 1933 bis 1935 eine moderne Lüftungsanlage. Im Tauerntunnel kam eine Lüftungsanlage nach dem System Saccardo zum Einsatz, das der italienische Ingenieur Marco Saccardo speziell für die Belüftung von Eisenbahntunneln entwickelt und im Jahr 1898 hatte

patentieren lassen. Die Anlage, deren Anschaffungskosten sich auf 850.000 Kronen beliefen, ging im Sommer 1910 in Betrieb. Nach dem Grundsatz von Injektoren wurden am Südportal große Mengen Frischluft in den Tauerntunnel gepresst. Das Einblasen der Luft erfolgte über einen Luftzuführungskanal seitlich des Tunnelportals und eine den Tunnelquerschnitt umschließende Luftkammer mit einer Ringdüse aus Metall. Durch die Stoßwirkung der an der Düse ausströmenden Luft wurde ein gegen das Nordportal gerichteter kräftiger Luftstrom erzeugt. Je nach Erfordernis konnte der Stellwinkel der Ringdüsenöffnung angepasst werden. In einem eigenen Maschinenhaus, das sich seitlich des Südportals befand und heute nicht mehr besteht, waren große Ventilatoren untergebracht. Diese erzeugten in der Tunnelröhre mit einer Luftleistung von bis zu 14.800 Kubikmetern pro Minute Windgeschwindigkeiten von 3 bis 5 m/s. Die Luftkammer und die Ringdüse aus einer genieteten Metallkonstruktion haben sich im Südportal des Tauerntunnels nahezu unverändert erhalten. Diese technischen Anlagenteile ermöglichen noch heute einen spannenden Einblick in die historische Eisenbahn- und Tunneltechnik um 1900.

Mag. Stephan Bstieler ist stellvertretender Leiter der Abteilung für Spezialmaterien im Bundesdenkmalamt.



Bronze-Zierelemente am Tunnelportal
© Johann Lindtner, Gilgenberg am Weillhart



Bewegliche Denkmale

Im Stein bewahrt

Konstanze Amelie Knittler

Gemme aus
grünem Chrysopras
mit zwei stehenden
männlichen Figuren
© Landessammlungen
Niederösterreich,
Archäologischer Park
Carnuntum

Eine außergewöhnliche Sammlung antiker Gemmen und Kameen aus Carnuntum wurde im Zuge eines Ausfuhransuchens wiederentdeckt. Dank der Zusammenarbeit der Eigentümerin, des Bundesdenkmalamtes und einer öffentlichen Sammlung gelang es, diese wertvollen Artefakte an ihren Ursprungsort zurückzuführen – ein Glücksfall für die Forschung und den Kulturerhalt.

Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Carnuntum ist ein zentraler Bestandteil des österreichischen kulturellen Erbes. Unter den zahlreichen archäologischen Funden nehmen Gemmen und Kameen eine besondere Stellung ein. Diese kunstvoll gestalteten Miniaturen eröffnen faszinierende Einblicke in die Lebenswelt der Antike. Bereits im 19. Jahrhundert begann ihre systematische Erfassung, und heute sind ungefähr 2.000 Objekte im Archäologischen Zentraldepot der Landessammlungen Niederösterreich in der Kulturfabrik Hainburg aufbewahrt.

Gemmen – fein gravierte Edelsteine – wurden im römischen Alltag häufig als Siegelringe genutzt. Sie dienten nicht nur als Schmuck, sondern auch als Ausdruck von Status und Identität. Die in Carnuntum entdeckten Stücke beeindrucken durch ihre handwerkliche Präzision und die Vielfalt ihrer Darstellungen: von mythologischen Szenen bis hin zu individuellen Porträts. Meist wurden sie in Intaglio-Technik gefertigt, bei der das Motiv in den Stein eingeschnitten wird. Materialien wie Karneol, Jaspis oder Achat wurden mit spezialisierten Metallwerkzeugen bearbeitet – eine Arbeit, die höchste Geschicklichkeit erforderte.

Im Gegensatz dazu wurden bei Kameen die Motive als erhabene Reliefs aus mehrschichtigen Edelsteinen herausgearbeitet. Häufig fanden sie Verwendung in Schmuckstücken wie Broschen, Ohrgehängen oder Halsketten. Die Exemplare aus Carnuntum zeichnen sich durch ihre filigrane Detailarbeit und edle Materialien wie Onyx oder Sardonyx aus. Über ihre ästhetische Funktion hinaus hatten sie auch eine gesellschaftliche Bedeutung: Sie wurden als prestigeträchtige Geschenke oder diplomatische Gaben zwischen hochrangigen Persönlichkeiten eingesetzt.

Ein besonders eindrucksvolles Stück der wiederentdeckten Sammlung ist eine Kamee mit dem Profil einer Frau. Die kunstvolle Frisur und der fein modellierte Gesichtsausdruck spiegeln das Schönheitsideal der römischen Zeit wider. Der Kontrast zwischen hellem Relief und dunklem Hintergrund verstärkt die plastische Wirkung. Ebenso bemerkenswert ist eine Gemme aus grünem Chrysopras, die zwei stehende männliche Figuren zeigt – möglicherweise mit kriegerischer oder göttlicher Symbolik. Die feinen Linien und die Transparenz des Steins verleihen der Szene eine lebendige Dynamik. Ein kurioses Motiv ist die Darstellung einer Ratte auf dreischichtigem Onyx. Mit wenigen, präzisen Linien konzipiert, entfaltet das Tier durch den farblichen Kontrast eine überraschend starke Wirkung. Solche Tierdarstellungen konnten vielfältige Bedeutungen tragen – von symbolischen Zuschreibungen bis hin zu persönlichen Vorlieben oder alltäglichen Beobachtungen.

Antike Gemmen und Kameen bestechen durch ihre Vielfalt an Materialien, Motiven und Farbnuancen. Besonders bedeutsam für den Ankauf der vorliegenden Exemplare war, dass mehrere Stücke bereits in der Fachliteratur publiziert worden waren. Dank der Initiative des Bundesdenkmalamtes und des Erwerbs durch die Landessammlungen Niederösterreich konnten diese einzigartigen Objekte wieder an ihren Ursprungsort zurückgeführt werden. In der Kulturfabrik Hainburg werden sie nun wissenschaftlich aufgearbeitet und für die Zukunft bewahrt – als kostbare Zeugnisse römischer Kunstfertigkeit im Miniaturformat.

Dr.ⁱⁿ Konstanze Amelie Knittler ist Leiterin der Abteilung bewegliche Denkmale – Internationaler Kulturgütertransfer im Bundesdenkmalamt.

Römische Gemmen und Kameen aus dem Depot der Landessammlungen Niederösterreich in Hainburg
© Bundesdenkmalamt, Foto: Konstanze Amelie Knittler



Archäologisch

FREIE

Claudia Volgger



Die archäologischen Untersuchungen vor dem Bau der Koralmbahn erbrachten reiche Resultate. Eines der faszinierendsten sind Teilstücke römischer Straßen, deren weiterer Verlauf teilweise noch im Dunkeln bleibt.

Sie waren hervorragend gebaut – die Pflasterung ruhte auf dicken, breiten Kiesbetten, Gräben an beiden Seiten leiteten überschüssiges Wasser ab –, intelligent geplant, so gut an die topografischen Gegebenheiten angepasst, dass heutige Fernverbindungen wie etwa die Rheintalbundesstraße, die auf der Trasse der Via Claudia Augusta liegt, nicht selten ihrem Verlauf folgen, und gesichert, mit Militärposten, Wachtürmen und Kastellen an strategisch wichtigen Stellen.

Pax Romana

Römische Straßen waren keineswegs die ersten Fernhandelsverbindungen, von denen wir wissen und die von Archäologinnen und Archäologen interpretierbare Hinweise und Spuren hinterlassen haben. Wir finden Metalldepots an Pässen, rituell niedergelegt, um bei den Göttern „gutes Wetter“ für die gefährliche Überquerung zu erbitten; wir finden von keltischen Wanderern hinterlassene Felsritzungen auf alten Wegen, mysteriös, unentzifferbar; wir kennen die Salzstraßen um Hallstatt; wir wissen aus Material- und Stilanalysen um

die weiten Wege durch Europa, die etwa ein bronzezeitliches Artefakt bis zu seiner letzten Lager- und Auffindungsstätte durchmessen hat. Wir haben Kenntnis von der Nutzung von Wasserwegen, finden Reste von Booten und Anlegestellen.

Aber mit den ursprünglich zu militärischen Zwecken errichteten imperialen Straßen und deren zunehmend auch ziviler Nutzung entstand erstmals in Europa ein festes Wegenetz, das verlässliche Transporte über teilweise erhebliche Entfernungen ermöglichte. Und das trug unter anderem zur Nahrungsmittelsicherheit bei: Zwar war der Transport über Meere und Flüsse noch immer billiger, aber über Land konnte verderbliche Ware auch in Siedlungen ohne Zugang zu Wasserstraßen sicher transportiert werden und so klimabedingte Schwankungen der Ernteerträge ausgleichen.

Zufallsfunde

Einige Verkehrswege, besonders die größeren Staatsstraßen, sind urkundlich belegt, Antikenforscher:innen können ihren Verlauf aus der Literatur nachvollziehen (mit einigen

FAHRT



Trasse der Koralmbahn bei Schrötten (Steiermark) © ARGIS

Fehlversuchen, wo etwa antike Siedlungsamen falsch zugewiesen wurden). In anderen Fällen helfen Oberflächenfunde, den Verlauf lange überlagerter Straßen zu erahnen: Hipposandalen zum Beispiel, die antiken Vorgänger der Hufeisen; oder Meilensteine, oft mit noch lesbaren Hinweisen zur Entfernung von bekannten größeren Siedlungen oder Knotenpunkten. Mit der Entwicklung geophysikalischer Untersuchungsmethoden werden die alten Trassen sichtbar gemacht; auf diese Weise konnte in einer Studie der gesamte Verlauf der Bernsteinstraße auf österreichischem Boden kartiert werden

Aber nicht selten taucht ein Stück Römerstraße plötzlich ohne jeden vorhergehenden Hinweis und ohne gezielt gesucht zu werden auf. Die weitaus meisten archäologischen Entdeckungen verdanken wir heutigen Bedürfnissen: Der Ausbau einer Bahnlinie führt zur Entdeckung einer bronzezeitlichen Siedlung, inklusive Goldschatz, ein Bauplatz für ein Einfamilienhaus liegt über einem römischen Mosaik (das Haus wurde umgeplant, das Mosaik erhalten), und ein geplanter Tunnel führt zur Aufdeckung von römischen Straßen.



Drohnenaufnahme des Stücks einer römischen Straße in Vorarlberg © Bundesdenkmalamt



Oberflächenabtrag für die Koralmbahntrasse in der Steiermark
© ARGIS

Lesetipps

Regina Barlovits, Heimo Dolenz (Red.)

Archäologie der Koralmbahn.

Beiträge zum Symposium 4. Dezember 2025

und Begleitheft zur Ausstellung

5. Dezember 2025 bis 5. April 2026

56 Seiten, Klagenfurt 2025,

ISBN 978-3-85454-181-3

erhältlich bei Manz und

im Falter-Verlag



[geschichtsverein.ktn.gv.at](https://www.geschichtsverein.ktn.gv.at)



Gerald Fuchs (Red.)

Archäologie Koralmbahn

in drei Bänden, mit genauer

Auflistung aller Befunde

ARGIS, Laaken - Graz 2022

Hörtipp

Bernhard Hebert

Römerstraße und Hochleistungsstrecke.

Neues von der Baustelle der Koralmbahn

in Werndorf

Historische Landeskommission für Steiermark,

HLK-Blog 03/2021



[hlk.steiermark.at](https://www.hlk.steiermark.at)

An insgesamt vier Stellen quert die Trasse der Koralmbahn römische Straßen, drei an der Zahl. Die wichtigste ist die neun Meter breite Murtalstraße, die von der Bernsteinstraße bei Poetovio (Pettau) über Flavia Solva, die Alte Poststraße in Graz und die Hauptstraße über den Katsch nach Iuvavum (Salzburg, mit Wels einer der Hauptverkehrsknoten auf heute österreichischem Gebiet) führt. Zu dieser Staatsstraße gibt es keine erhaltenen antiken Quellen, aber ihr Verlauf bildet sich an der Grabungsstelle bis heute in der Landvermessung ab: Sie liegt genau an der Grenze zwischen zwei Katastralgemeinden.

Eine Nebenstraße dieser wichtigen Verbindung führte durch das Laßnitztal und wurde an zwei Stellen unter der Koralmbahntrasse nachgewiesen; sie zweigt südlich von Wildon ab und verliert sich bei der Kirche von Groß St. Florian; womöglich liegt sie im weiteren Verlauf unter der modernen Landstraße? Und schließlich wurde noch eine bisher unbekannte, fünf Meter breite, von der Laßnitztalstraße abzweigende Zufahrt zur römischen Villa in Grünau gefunden.

Nachwirkungen?

Eine Studie schwedischer Universitäten belegt, dass Regionen im Westen des ehemaligen römischen Reiches, die in der Antike über dichte Straßenverbindungen verfügten, bis heute höheren Wohlstand genießen. Natürlich kann sie auch so gelesen werden, dass dieses dichtere Straßennetz eben in topografisch günstigeren Gegenden angelegt wurde, dass somit die heutige Blüte nur auf die gleichen Gründe zurückgeht wie die damalige Bautätigkeit und nicht über die Zeiten durch sie bedingt ist. Was wir aber gesichert wissen: Nach dem Niedergang des Weströmischen Reiches, Justinians Verwüstung Italiens und der nach ihm benannten Pest dauerte es mehr als 1.000 Jahre, bis Europa wieder über qualitativ annähernd vergleichbare Verkehrsverbindungen verfügte.

Claudia Volgger arbeitet in der Abteilung für Archäologie im Bundesdenkmalamt.



So zeichnet sich eine römische Trasse im Bodenradar ab.
© Bundesdenkmalamt

SANIEREN, UMBAUEN, AUSBAUEN?

WIR
BAUMEISTER
MACHEN'S
MÖGLICH.



PLANUNG



AUSFÜHRUNG



BAU-MANAGEMENT



Alles von einem, einer für alles. Wenn es um Sanierung, Umbau oder Ausbau geht, frag deinen Baumeister. Denn bestehende Grundrisse und Bausubstanzen an heutige energetische Anforderungen und persönliche Wünsche anzupassen, erfordert ein Höchstmaß an Know-how. Dein Baumeister kann's wie sonst keiner! Und vieles mehr. Entdecke alle Kompetenzen auf [deinbaumeister.at](https://www.deinbaumeister.at)



DIE ALLESLEISTER

Denkmal menschen



Eva Schlegel und Carl Pruscha
© Bundesdenkmalamt,
Foto: Bettina Neubauer-Pregl

Menschen im Denkmal

Carl Pruscha, der „Raumflüsterer“

Angelina Pötschner

Das Alte Schloss in Gattendorf blickt auf eine rund 300-jährige bewegte Geschichte zurück. Ab den 1970er-Jahren wurde es von Carl Pruscha als Sommerresidenz adaptiert. Denkmal heute traf den Architekten und seine Frau, die Künstlerin Eva Schlegel, im „Haus in Lajtakatta“ – eine alte ungarische Bezeichnung für den Ort – zum Gespräch.



Großer Saal im Obergeschoß, mit einer Kugelinstallation von Eva Schlegel
© Eva Schlegel



Detail der konservierten Straßenfassade, 2025
© Bundesdenkmalamt, Foto: Bettina Neubauer-Pregl

An der Oberen Dorfstraße in Gattendorf liegt das sogenannte Alte Schloss oder Schloßberg'sche Kastell. Der Bau, der möglicherweise auf die Grenzwächterfamilie Rauscher zurückgeht, wurde im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts errichtet. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts erfolgte der Umbau in barocken Formen mit einer Neugestaltung der Fassade, dem Einbau eines Treppenhauses und der Deckung mit einem Mansarddach. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde der mächtige Baukörper umgenutzt und diente fortan als Getreidespeicher, die Fensteröffnungen wurden verkleinert und Luken im Bereich des Traufgesimses hergestellt. Der ehemalige herrschaftliche Ansitz war bereits im Verfall begriffen, als Carl Pruscha 1974 den Bau für sich entdeckte. In den folgenden Jahrzehnten revitalisierte er ihn umfassend, transformierte ihn zu „seinem Haus“. Gemäß seinem tiefgehenden Interesse für das nicht Perfekte, das Fragmentarische folgte er auch bei diesem Projekt einer früh gewonnenen Einsicht: „Von der Ruine bleibt das Essenzielle übrig ... da kann man etwas von der Wahrheit des Gebäudes erkennen.“

Der gebürtige Innsbrucker (*1936) studierte bis 1959 bei Roland Rainer an der Wiener Akademie. Die Mitarbeit an Rainers Forschungen zu dessen Werk über anonyme Architektur im nördlichen Burgenland begründete das Interesse Pruschas an archaischer Architektur, ihren traditionellen Baumethoden und -materialien, das sich später durch die Ausstellung „Architecture without Architects“ (1964) im New Yorker Museum of Modern Art festigte. Unter dem Einfluss einer Vortragsreihe des Architekturhistorikers Eduard Sekler an der Akademie bewarb sich Pruscha 1962 für ein Urban-Design-Postgraduate-Studium in Harvard. Daran schloss sich ein zehnjähriger Aufenthalt in Nepal als UNO- und UNESCO-Berater der nepalesischen Regierung für Raumplanung an. 1974 kehrte er mit seiner Familie nach Wien zurück und publizierte seine Bestandsaufnahme des kulturellen Erbes von Nepal. 1976 erhielt Pruscha die Berufung als Professor für Planung und Architekturforschung an die Wiener Akademie der bildenden Künste, der er von 1988 bis 2002 als Rektor vorstand. In dieser Zeit erfolgte die Sanierung des Sempdepots und dessen Adaptierung zum Atelierhaus der Akademie nach seiner Planung. Denkmal heute bat ihn und seine zweite Frau, die Künstlerin Eva Schlegel, in seiner Sommerresidenz zum Gespräch.

Angelina Pötschner: Warum ausgerechnet das Alte Schloss in Gattendorf? Wer hat Sie auf das Alte Schloss – damals schon Ruine – aufmerksam gemacht? Und was hat Ihnen an dem Gebäude gefallen?

Carl Pruscha: Mein großes Interesse galt der Urbanität, ich habe mich weltweit mit städtebaulichen Fragen auseinandergesetzt. Ich war viele Jahre im Rahmen der UNESCO in Nepal, habe dort das Kulturgut vermessen und inventarisiert. Später habe ich das auch in Kuba, Malta, Indien, Bhutan etc. gemacht. Es war für mich logisch, als ich 1974 nach Österreich zurückkehrte, dass ich mich für hiesiges Kulturgut interessiere. Damals hatte ich bereits eine Wohnung in der Wiener Innenstadt und wollte nun auch ein Haus auf dem



Außenansicht Schloss Gattendorf
© Bundesdenkmalamt, Foto: Bettina Neubauer-Pregl



Einblick in den Großen Saal im Obergeschoß
© Bundesdenkmalamt, Foto: Bettina Neubauer-Pregl

Land. Ich habe das Denkmalamt um eine Liste mit baufälligen, aber schützenswerten Häusern im Umkreis von Wien gebeten. Ich hatte ja schon meine Lehrtätigkeit an der Universität und musste mich daher um etwas in Stadtnähe umsehen. Ich bin damals mit meiner Familie in der Gegend herumgefahren und habe viele Gebäude besichtigt. In Gattendorf stieß ich auf ein Gebäude, das wie ein Getreidespeicher aussah und leer stand. Der Zutritt war verboten, das Gebäude eine Ruine und – wie ich in Erfahrung bringen konnte – bereits vom Abriss bedroht. Ich habe das Renaissanceportal gesehen, der Blick in den verwilderten Garten bis zur Leitha hinunter war für mich faszinierend. Das Haus hat mir gleich sehr gut gefallen. Ich habe mich dann erkundigt, wem es gehört. Eigentümerin war eine ältere Dame, die im benachbarten Neuen Schloss gewohnt hat. Ich bin zu ihr gegangen, sie war begeistert von meinem Interesse, da ihr verstorbener Mann, der Bierbrauer Eugen C., ihr die Erhaltung des Alten Schlosses aufgetragen hatte, das er Jahrzehnte zuvor als Getreidespeicher adaptieren hatte lassen. Der gewölbte Raum, in dem wir jetzt sitzen, dürfte zum ältesten Teil des Gebäudes gehören. Der Gründungsbau war ursprünglich ein ebenerdiger Haken mit massiven Natursteinmauern, möglicherweise eine Grenzwächterstation, die erst später, um 1730, von Ladislaus Schloßberg, dem Vizegespan von Pressburg, mit viel Geld aufwendig zu einer herrschaftlichen Residenz ausgebaut wurde.

Über die renaissancezeitliche Fassade ließ er eine dekorative Fassade mit Kolossalpilastern und Muscheln aufputzen – damit erhielt das Gebäude ein „barockes Gesicht“. Schloßberg ließ auch das jetzige elegante Treppenhaus anlegen, früher war da wahrscheinlich nur eine einfache Holzterrasse. Als Schloßberg in Konkurs ging, blieb das Gebäude unvollendet stehen. Die Esterházy erwarben die Residenz, daneben ließen sie Wohn- und Arbeitsstätten und eine Synagoge für die jüdische Gemeinde erbauen. Das Alte Schloss wurde für die Administration genutzt, höhere Bedienstete der Herrschaft hatten hier ihren Wohnsitz.

Wie kam es dazu, dass Sie in dieser entlegenen Gegend, nahe der tschechoslowakischen und der ungarischen Grenze, zu Zeiten des Eisernen Vorhangs ein Anwesen erworben haben?

Carl Pruscha: Ich habe im Himalaya gelebt, wo die Schakale und die Schneelöwen in der Nacht gejault haben. Meine Freunde waren entsetzt: „Du setzt dich hier an die Grenze! Was machst du, wenn die Russen kommen und dein Haus in die Luft sprengen?“ Ich habe lange Zeit in Entwicklungsländern gelebt, daher hat mich diese entlegene Gegend nicht abgeschreckt. Da ich mit dem Auto sehr schnell von Wien nach Gattendorf kommen konnte, war die Entfernung – etwa im Vergleich zu Amerika – nicht störend.

Wie haben die Einheimischen auf den Städter reagiert, der eine Ruine kaufen wollte? In welchem Zustand waren Haus und Garten? Was war zu tun?

Carl Pruscha: Ein hier ansässiger Baumeister kam zu mir und teilte mir mit, dass er das Haus mit einem Bulldozer weg-schieben könnte und mir ein viel schöneres neues Haus bauen würde – den habe ich sofort rausgeschmissen! Ein Baumeister aus einem Nachbarort zeigte sich wesentlich aufgeschlossener hinsichtlich einer Sanierung. Zunächst musste das desolate Dach erneuert werden – mit zwei Kränen wurde der alte holzschindelgedeckte Dachstuhl abgehoben und in den Garten geworfen. Einige Teile von der Mauerbank sind dabei abgebrochen. Das aufgehende Mauerwerk wurde dann durch einen Betonkranz statisch gesichert. Darauf kam der neue, wesentlich leichtere Dachstuhl, eine zarte Fachwerkbinderkonstruktion mit hölzerner Vollschalung und Stahlseilen statt Trämen – damit war das Gebäude fürs Erste gerettet. Ich wollte dann mit Blech decken, das Denkmalamt bevorzugte jedoch eine Eternitdeckung, die sich bisher gut bewährt hat.

Dann konnte ich mich an die Instandsetzung des Erdgeschoßes mit seiner gut erhaltenen historischen Bausubstanz machen. Mithilfe eines Landesdarlehens habe ich die Räume zu einer Wohneinheit adaptieren lassen, wobei die notwendige Infrastruktur mit Strom und Wasser sowie Kanal erst geschaffen werden musste. Das habe ich alles mit lokalen Handwerksbetrieben gemacht! 1975 war das Erdgeschoß bereits bewohnbar, geheizt wurde mit einem großen Kachelofen. Die Nutzung ergab sich ganz selbstverständlich: Die zwei langen, schmalen Räume wurden zu Küche und Badezimmer. Im Hauptraum, mit direkter Verbindung zur Terrasse, hatten wir ein großes Bett, in dem die ganze Familie geschlafen hat. Das neben der Einfahrt

Eva Schlegel © Bundesdenkmalamt, Foto: Bettina Neubauer-Pregl



gelegene Speisezimmer mit seinem Deckenstück war sicher ursprünglich ein repräsentativer Raum. Die Glastür zur Terrasse habe ich eigens anfertigen lassen. Zum 40. Geburtstag hat mir meine erste Frau einen römischen Grabstein geschenkt, der nun auf der Terrasse als Tisch dient – mein Lieblingsort, wo ich gern mit Freunden sitze, Wein trinke und in den Garten schaue! Die bestehenden Fenster im Erdgeschoß waren zu groß, das Haus, etwas unter Straßenniveau gelegen, war dadurch sehr exponiert. Im Treppenaufgang gibt es ein historisches ovales Fenster, das mir als Vorbild für die jetzige Gestaltung mit kleineren ovalen Fensteröffnungen diente – trotz des Widerstandes des Denkmalamtes! Im Obergeschoß, wo fast alle Gewölbe herausgeschlagen worden waren, gab es noch einen gewölbten Raum, den ich für mich in den 1980er-Jahren als Arbeitszimmer hergerichtet habe und den ich heute als Bibliotheksraum nutze. Geheizt habe ich mit einem Holzofen. Das war der Anfang. Erst dann habe ich gedacht, den Hauptteil zu nutzen.

Als ich 1988 Rektor wurde, habe ich in den anschließenden zentralen Saal, in dem die Kugel von Eva hängt, einen großen Tisch gestellt, wo ich dann Professoren und Kollegen empfangen konnte. Die straßenseitigen Renaissancefenster waren bis auf kleine Luken zugemauert worden. Diese Belüftungsöffnungen habe ich als Teil der Geschichte des Gebäudes belassen. An der Gartenseite habe ich die vermauerten Fenster wieder geöffnet. Nach dem Tod meiner ersten Frau 1992 habe ich den großen Raum herrichten und die Holzdecke anbringen lassen. In die Mitte des 20 Meter langen, acht Meter breiten und sechs Meter hohen Raumes habe ich einen vier mal vier Meter großen Würfel gesetzt, der alle notwendigen Elemente enthält: Bad, Klo, Sauna, Küche, Garderobe. Eine Stiege führt auf das Dach des Baukörpers, wo sich das Schlafzimmer befindet. Für die Beheizung gibt es einen Bullerjan, der lange gut funktioniert hat. Als es zu mühsam wurde, Unmengen von Holz ins Obergeschoß zu tragen, habe ich eine Zentralheizung installieren lassen, sobald im Ort eine Gasleitung verlegt wurde. Gerade in der Übergangszeit funktioniert die Heizung sehr gut. Seit meiner Pensionierung wohne ich von Mai bis Oktober hier. Eva hat ihr Atelier an der Weißgerberlande – durch die Autobahnbindung und auch die gute Zugverbindung gelangen wir sehr schnell von Wien nach Gattendorf!

Die Tatsache, dass sich das Gebäude über die Jahrhunderte verändert hat, wollte ich nicht verbergen, ich wollte das Gebäude nicht verjüngen – ich mache mich ja auch nicht jünger! (*lacht*)

War das Schloss als Rückzugsort für Sie vorgesehen oder ist es auch als offener Ort zu verstehen?

Carl Pruscha: Wenn ich herkam, habe ich das Tor hinter mir zugemacht und hatte meine Ruhe. Eva ist sehr offen zu den Menschen und war mit allen Leuten bald per du. Am Tag des Denkmals besuchten uns 500 Leute – viele aus dem Ort, die neugierig waren, da ich mich normalerweise total abgeschottet habe. Ich habe hier vor allem mit dem lokalen Arzt zu tun, zu dem ich aber immer erst nach den regulären

Sala Terrena, 2025
© Bundesdenkmalamt, Foto: Bettina Neubauer-Pregl



Carl Pruscha © Bundesdenkmalamt, Foto: Bettina Neubauer-Pregl



Ordinationszeiten gegangen bin und meine Rezepte geholt habe. Wir haben dann auch geplaudert, Kaffee getrunken, seine leider schon verstorbene Frau hat Kuchen gebacken. Sie war die Tochter des Försters, der mich 1974 zur Schlossseigentümerin gebracht hat.

Als ich meinen 60. Geburtstag hatte, habe ich hier ein großes Fest gefeiert, draußen musizierte eine Band aus Kuba. Der große Baum war schon da, der Garten aber noch nicht so wie jetzt gestaltet! Es gab zwar die Stützmauer, aber dahinter fand sich eine Gstätte. Von einem Garten war ja schon seit der Nutzung als Getreidespeicher keine Rede mehr. Der Hof war ein Wirtschaftshof, wo die Wagen reingefahren sind.

Damals war Eva zum ersten Mal hier, mit ihrem damaligen Freund. Es hat ihr schon sehr gut gefallen! Als sie dann auch hier gewohnt hat, hat sie sich sehr für die Gestaltung des Gartens eingesetzt. Es wurden verschiedene Räume geschaffen, wie die Terrasse mit der Weide, unterhalb der Stützmauer das Schwimmbecken und dann das Biotop.

Mit welchen Herausforderungen sind Sie als Eigentümer dieses Anwesens konfrontiert?

Eva Schlegel: Jedes Jahr kommen Mitarbeiter einer befreundeten Baufirma, die das Gebäude in einer Woche auf Vordermann bringt. Die Handwerker wohnen dann hier und alles wird in Ordnung gebracht. Die Bäume werden regelmäßig von Arboristen geprüft. Auch der Swimmingpool muss gepflegt werden – ursprünglich hat Carl Pruscha alles gezeichnet und als Pool mit Biotop errichten lassen. Das Biotop sollte den Pool reinigen, aber wir hatten jedes Jahr eine irrsinnige Algenplage. Dann haben wir die beiden Systeme voneinander getrennt. Der Pool ist jetzt herrlich, im Sommer schwimme ich jeden Tag viele Längen!

Carl Pruscha: Ich sitze neben dem Pool im Liegestuhl und lese. Wenn es zu heiß wird, springe ich in den Pool. Ein Jungbrunnen!

Wie geht es Ihnen jetzt mit Ihrem Ansitz?

Eva Schlegel: Es geht uns herrlich. Jedes Mal, wenn wir hierherkommen und die [2025 restaurierte, Anm.] Fassade sehen, freuen wir uns. Es ist schon so: Wenn man das Tor öffnet und die grüne Schönheit mit dem Tisch sieht, taucht man in eine andere Welt ein. Es gibt hier viel Raum, es hat eine Großzügigkeit. Auch wenn man nicht alles bewohnt, ist es gut, dass alles ist, wie es ist.

Was verbindet Sie mit dem Burgenland?

Eva Schlegel: Wir sind beide aus Tirol, da sind wir nicht so gern, wir lieben die Weite der burgenländischen Landschaft, der Parndorfer Heide und diese Weinlandschaft! Diese Liebe zum Burgenland verbindet uns.

[Mag.^a Angelina Pötschner ist stellvertretende Landeskonservatorin für Burgenland.](#)



Zwischen Boden und Zukunft

Christiane Beisl

Dr.ⁱⁿ Eva Steigberger ist Leiterin der Abteilung für Archäologie im Bundesdenkmalamt. Im Gespräch mit Denkmal heute erzählt sie, wie sie zur Archäologie gekommen ist, was sie an diesem Beruf bis heute fasziniert und welche Herausforderungen ihr Arbeitsalltag mit sich bringt. Dabei wird schnell klar: Für Eva Steigberger ist Archäologie nicht allein ein Beruf, sondern auch eine Leidenschaft, die sie seit ihrer Kindheit begleitet.

Wenn Eva Steigberger von ihrem Weg erzählt, klingt vieles ganz selbstverständlich. „Ich wollte immer Archäologie studieren“, sagt sie – das habe sie schon als Kind fasziniert. Ihre Eltern haben dieses Interesse gefördert, ihr ermöglicht, archäologische Stätten zu sehen, und sie immer unterstützt. Für Eva Steigberger war daher früh klar, dass sie diesen Pfad einschlagen wolle.

Ihr beruflicher Werdegang war dennoch nicht durchwegs geradlinig. Als wichtige Station nach dem Studium bezeichnet sie die Tätigkeit in einer Rechtsanwaltskanzlei, eine, wie sie sagt, „heute in der Verwaltung wesentliche Erfahrung“. Gleichzeitig sammelte Eva Steigberger bei zahlreichen Grabungen praktische Erfahrungen. Besonders prägend war auch die Möglichkeit der Teilnahme an einem Forschungsprojekt der Österreichischen Akademie der Wissenschaften mit internationaler Vernetzung – für sie eine wunderbare Zeit, wenn man sich ganz der Forschung widmen könne. Mit dem Einstieg in die Denkmalpflege und die archäologische Landesaufnahme begann schließlich ein neuer, langer Abschnitt.

Seit fast einem Jahr leitet Eva Steigberger die Abteilung für Archäologie im Bundesdenkmalamt. Für sie bedeutet diese Aufgabe ankommen: „Irgendwie fühlt es sich für mich so an, als wäre ich jetzt da, wo ich hinwollte“, sagt sie. Es ist aber auch eine ganz bewusste Entscheidung gewesen. Denn man müsse sich darüber im Klaren sein, dass man sich ein Stück weit aus der Praxis und vom eigentlichen Fach entfernt, um ein Team leiten zu können.

Eva
Steigberger





Eva Steigberger
© Bundesdenkmalamt,
Foto: Bettina Neubauer-Pregl

Eva Steigberger beschreibt ihre Rolle selbst als die einer Kapitänin in einem turbulenten Meer. Die Abteilung befindet sich in einer Phase des Übergangs: Viele erfahrene Kolleginnen und Kollegen gehen in Pension, gleichzeitig kommen neue Mitarbeiter:innen hinzu. Ihr Ziel ist es, diesen Wandel gut zu gestalten: den Erfahrungsschatz zu bewahren und zugleich mit frischem Wind in die Zukunft zu gehen. Übergang und Veränderung werden die Abteilung auch in den kommenden Jahren wesentlich prägen.

Fachlich setzt sich Eva Steigberger dafür ein, das archäologische Erbe besser zu schützen. Sie wünscht sich, Möglichkeiten zu finden, die Konvention von La Valetta und das Denkmalschutzgesetz besser zu verankern – in der Bevölkerung ebenso wie in der „Fachcommunity“. Denn Archäologie bedeute auch Eingriff: „Archäologie ist immer ein Stück weit Zerstörung“, sagt sie, „und da muss man ansetzen und sich fragen: Was zerstören wir und warum?“

Im Arbeitsalltag bewegt sich Eva Steigberger zwischen unterschiedlichen Anforderungen: wissenschaftlichen Fragestellungen, gesetzlichen Vorgaben und wirtschaftlichen Interessen. Dabei sind oft viele Personen beteiligt. Manchmal sei es weniger spannend, als man denke, aber entscheidend sei, früh in Planungsprozesse eingebunden zu werden, denn dann könnten einfachere und kostengünstigere Lösungen gefunden werden. Wichtig ist ihr, dass Entscheidungen nachvollziehbar sind: „Wir müssen erklären, bevor wir festlegen, und dann gemeinsam mit den Stakeholderinnen und Stakeholdern eine für alle gute Lösung finden.“ Dabei hilft sicher, dass Eva Steigberger sehr gesprächig ist.

„Archäologie übt auf Menschen immer Faszination aus – solange sie in fernen Ländern oder zumindest beim Nachbarn im Boden liegt.“ Genau hier möchte sie ansetzen und sieht als wichtige Herausforderung, die Faszination für Archäologie auf die Menschen zu übertragen.

Weitere Herausforderung sind, so Steigberger, die aktuellen Entwicklungen, die die Rahmenbedingungen deutlich verändern: Der Klimawandel wirkt sich auf Böden aus, Erosion nimmt zu, das Unterwassererbe ist durch invasive Arten gefährdet. Und: „Auch dass immer mehr Leute einem fachlich nicht glauben, selbst wenn man wissenschaftlich fundiert argumentiert, ist ein Spezifikum unserer Zeit – vielleicht, weil das Internet was anderes weiß?“

Trotz aller Herausforderungen ist die Begeisterung bei Eva Steigberger ungebrochen. Sie schätzt den Kontakt mit Menschen, die Möglichkeit, tolle Dinge zu sehen und im hintersten Winkel von Österreich noch etwas zu entdecken.

Ausgleich findet sie in ihrem Garten, beim Wandern und Laufen. Das sind für Eva Steigberger Hobbys, die das Hirn entspannen, leeren und manchmal ungeahnte Lösungen hervorbringen können. Auch Handarbeiten gehört dazu, und historische Bälle. „Ich liebe historische Kleidung“, sagt sie, und für einen Abend in eine andere Zeit einzutauchen, macht ihr große Freude. In einer vergangenen Zeit möchte sie aber nicht leben: „Die beste Zeit ist immer jetzt.“

Eva Steigbergers persönliches Motto bringt ihre Persönlichkeit auf den Punkt: Archäologinnen und Archäologen müssen Entscheidungen treffen – sonst werden sie für sie getroffen.

Mag.^a Christiane Beisl ist Projektkoordinatorin im Präsidium des Bundesdenkmalamtes.

„Starting at Zero“ – von Schindler’s Ark zum Museum of Survivors

Rainald Franz



Anfang Mai 2025 feierte das Schindler's Ark Festival in Brněnec bei Brno mit der Eröffnung des Museum of Survivors das Ende des Zweiten Weltkriegs vor 80 Jahren und würdigte die Rettung von über 1.200 jüdischen Zwangsarbeitskräften durch Oskar Schindler und seine Frau Emilie. Das Festivalprogramm umfasste Film-, Theater- und Musikvorführungen sowie Interviews mit Nachfahren der „Schindlerjuden“. Anlässlich der Vorstellung des Projekts im MAK Wien im Oktober 2025 führte Rainald Franz das folgende Gespräch mit Daniel Löw-Beer und Widar Halén.



Mit der Eröffnung des Museum of Survivors in der Fabriksruine in Brněnec (Region Pardubice, Tschechien) wurde ein weiterer Schritt zur Revitalisierung des ehemaligen Standortes der seit Mitte des 19. Jahrhunderts im Besitz der Brünner Textilproduzentendynastie Löw-Beer befindlichen Anlage gesetzt. Izák Löw-Beer hatte die Fabrik, ursprünglich als Papiererzeugungsstätte gegründet, zu einer florierenden Textilfabrik ausgebaut. Nach der Zerschlagung und nachfolgenden Annexion der Tschechoslowakei durch die Nationalsozialisten 1939 wurde die Familie enteignet und vertrieben, die Fabrik während des Zweiten Weltkrieges in eine Munitionsfabrik umgewandelt und Brněnec (Brünnlitz) Standort eines Außenlagers des Konzentrationslagers Groß-Rosen. Der aus Mähren stammende Unternehmer Oskar Schindler (1908–1974) konnte 1944 etwa 1.200 jüdische Zwangsarbeiter:innen aus seiner Emailfabrik bei Krakau in die enteignete Textilfabrik nahe seinem Geburtsort verlegen und rettete ihnen damit das Leben. Im Mai 1945 wurden sie von der Roten Armee befreit. Steven Spielbergs Film „Schindlers Liste“, basierend auf dem gleichnamigen Roman von Thomas Keneally, erzählte über diese spektakuläre Rettung.

Im Jahr 2011 wurde die Textilproduktion in Brněnec endgültig eingestellt. Seither war das Gelände verlassen, die Gebäude verfielen allmählich. Daniel Löw-Beer, Enkel des 1939 von den Nazis vertriebenen damaligen Eigentümers Walter Löw-Beer, konnte die ehemalige Fabrikanlage 2018 erwerben und revitalisiert seither kontinuierlich die Objekte. Das Schindler's Ark Memorial und die vom norwegischen Kunst- und Designhistoriker Widar Halén kuratierte Präsentation im Museum sollen nicht nur an Oskar Schindler, seine Frau und die von ihnen geretteten Menschen erinnern, sondern auch an das Schicksal von Pionierinnen des modernen Kunsthandwerks, überwiegend jüdischer Herkunft, im Nationalsozialismus. Lucie Rie (Wien 1902–London 1995), Lilly Reich (Berlin 1885–Berlin 1947), Otti Berger (Vörösmart 1898–ermordet im KZ Auschwitz 1944), Anni Albers (Berlin 1899–Orange, USA, 1994) und Friedl Dicker-Brandeis (Wien 1898–ermordet im KZ Auschwitz 1944) werden durch ihre Werke und in ihrer Beziehung zur Familie Löw-Beer dargestellt. Gemeinsam mit der Region Pardubice und der Stadt Brno soll Brněnec zu einem Ort der Kultur und des Gedenkens entwickelt werden. Das tschechische Denkmalamt ist in die Entwicklung des Ortes eingebunden.

Rainald Franz: Sie schreiben in Ihrem Buch „Schindlers Ark“ über das erste Treffen aller Familienmitglieder in Brno 2017?

Daniel Löw-Beer: 2017 organisierte die Familie von Daniela Hammer-Tugendhat und Ivo Hammer ein Familientreffen in Brno, zu dem uns der Bürgermeister als Ehrengäste einlud. Bei dieser Gelegenheit konnten wir gemeinsam die ehemaligen Stätten unserer Familie in Brno, Svitávka, Brněnec und Boskovice besuchen. Erwartet wurden ursprünglich 20 oder 30 Gäste, aber mit den Mitgliedern der Familien Löw-Beer, Tugendhat und Stiasny kamen über 100 Menschen aus der



Dr. Rainald Franz
© Bundesdenkmalamt,
Foto: Bettina Neubauer-Pregl

ganzen Welt – aus Brasilien, den USA oder Frankreich – an diesen Ort ihrer Vorfahren zurück. Die offizielle Veranstaltung fand in der Villa Tugendhat statt und trug viel zur Verbesserung der Verbindung zur alten Heimat bei. Während eines wunderbaren Frühlingswochenendes war die Villa voll von Tugendhats und Löw-Beers: Kinder spielten neben der Onyxwand, wir unterhielten uns, hörten Musik, wie sie damals in den 1930er-Jahren in der Villa gespielt wurde: „Der Tod und das Mädchen“ von Franz Schubert, Musik von Leoš Janáček. Es war uns, als hätte das Haus über 80 Jahre auf diesen Moment gewartet.

Wie kam es zu Ihrem Projekt in Brněnec?

Daniel Löw-Beer: 2018 bin ich mit Mitgliedern der Gemeinde Brněnec in den Ruinen unserer ehemaligen Fabrik gestanden. Dieser Ort war für unsere Familie immer sehr wichtig. Es war der Ort, an den sie gingen, als sie 1848 aus dem Ghetto von Boskovice kamen und beschlossen, eine Textilfabrik zu errichten, die in den 1930er-Jahren die zweitgrößte Wollfabrik Europas

war. Die Firma Aron & Jakob Löw-Beer's Söhne beherrschte als einziges europäisches Textilunternehmen den gesamten Produktionsprozess von der Rohwolle bis zum Endprodukt. Es bewältigte auch den Übergang von der Monarchie zu den Bedingungen der demokratischen Tschechoslowakei. Mit der Emanzipation der jüdischen Bevölkerung versuchte auch meine Familie, in den folgenden Jahrzehnten möglichst viel zu der Kultur Mährens und der Schaffung einer modernen Welt beizutragen.

1938 wurde die Tschechoslowakei geteilt, der Fluss Svitava, der durch Brněnec fließt, bildete fortan die Grenze. Was geschah hier?

Daniel Löw-Beer: Warum ist dieser Ort wichtig? Weil mein Großvater Walter Löw-Beer (1881–1954), den ich nie kennengelernt habe, dort verwurzelt war. Er war ein tschechischer Patriot, sprach fließend Deutsch und studierte in England. Seine Kinder schickte er in tschechische, deutsche und englische Schulen. Meinen Vater Thomas (1932–2001) benannte er nach Tomáš Garrigue Masaryk, dem ersten Präsidenten der Tschechoslowakei.

Nach dem Einmarsch der Nazis in die Tschechoslowakei stand mein Großvater an der Grenze, die gerade die Tschechoslowakei, Europa und die jüdische Welt gespalten hatte. Die durch das Münchner Abkommen im September 1938 geschaffene neue Grenze führte entlang des Baches an unserer Fabrik in Brněnec vorbei. Mein Großvater, nur mit einem Stock bewaffnet, verteidigte diese Grenze drei Tage lang: Er sagte den Soldaten der Deutschen Wehrmacht, er sei in der Tschechoslowakei und sie dürften nicht weiter. Die Deutschen stiegen von ihren bewaffneten Fahrzeugen und schlugen ihr Lager am Ufer auf. Mein Großvater empfahl ihnen, in Prag oder Berlin anzurufen, um den genauen Grenzverlauf selbst zu überprüfen. So verteidigte ein Jude seine Heimat und konnte den Einmarsch in diesen Teil des Landes um drei Tage verzögern. Meine Großmutter Alice (1897–1991) war sehr stolz auf diese Geschichte. Nachdem sie sie mir erzählt hatte, sah sie fragend auf, als ob sie den Himmel fragen würde: „Wenn mein Walter es konnte, warum konnten es nicht die anderen, die mehr Mittel als nur einen Stock hatten?“

In Ihrem Buch steht ein sehr schöner Satz, ich zitiere: „Wir sind unsere Geschichten.“ Ist dieses Projekt auch Teil Ihrer Familiengeschichte, die Sie erzählen möchten?

Daniel Löw-Beer: Ich habe meiner Großmutter Alice Löw-Beer zugehört. Da waren aber so viele Geschichten, die sie niemals geteilt hat mit uns. Nie hat sie über den Verlust gesprochen. Dann habe ich angefangen, mit meinem Vater zusammenzuarbeiten, der sich mit dem Stammbaum der Familie befasste. Ich sammelte die Geschichte unserer Familie, etwa über die

Flucht aus der Tschechoslowakei im Jahr 1938, über das Leben in den 1930er-Jahren. Meine Mutter Ann (verstorben 2010) war Historikerin und begann, unsere Familiengeschichte zu schreiben. Nach der Flucht aus der Tschechoslowakei begannen einige Mitglieder der Familie Löw-Beer, ihren Namen mit „o“, ohne Umlaut, zu schreiben, was im englischsprachigen Umfeld erhebliche Konsequenzen hatte: Aus dem stolzen Löw-Beer wurde ein Low-Beer, ein „Dünnbier“.

Widar Halén: Alice Löw-Beer, in Szombethely (Ungarn) geboren, war eine in Wien ausgebildete Architektin. Sie besuchte ebenso wie die mit ihr verwandte Keramikerin Lucie Rie die Kunstgewerbeschule.

Und für Sie war die Beschäftigung mit Ihrer Familiengeschichte der Beginn des Projekts, das mit dem Kauf der Fabrik 2018 fortgeführt wurde?

Daniel Löw-Beer: Bereits 2002 war ich mit meiner Mutter in Brněnec. Meine Großmutter war bereits verstorben und meine Mutter betrauerte noch den Tod meines Vaters. Unser Familienhaus oberhalb der Fabrik war da, aber in kleine Wohnungen unterteilt. In der Mitte der Halle stand noch das Klavier meiner Großeltern. Ich spielte ein paar Noten. Ein altes Paar kam aus einer der kleinen Wohnungen, um zu schauen, was vor sich geht: Ich stellte mich vor und erklärte, dass ich die Plätze unserer Vergangenheit anschauen wolle. Der alte Mann richtete sich mit leuchtenden Augen auf und wiederholte den Namen: „Ein Löw-Beer. Ich erinnere mich an die Löw-Beers. Sie sollten zurückkommen, die Familie zurückbringen, die Fabrik!“ Man kann aber nicht in die Geschichte zurückgehen, man muss vorwärts gehen, das war mir klar.

Wir haben bei der MAK on Tour im Mai 2025, die zur Eröffnung des Museum of Survivors führte, eine unglaublich positive Energie gespürt, und wir denken, dass hier ein Denkmal von Weltgeltung entstehen könnte.

Daniel Löw-Beer: Es gab in der Region immer dieses Zusammenspiel der verschiedenen Kulturen; das versuchen wir wieder zurückzubringen.

Widar Halén: Es war hier wirklich ein heruntergekommener Ort. Daniel hat das Gelände erworben und eine Stiftung gegründet. In Zusammenarbeit mit den Einheimischen wurde bisher Großartiges geleistet. Mit der Eröffnung der Schau „Starting at Zero“ wurde ein weiterer Schritt zur Revitalisierung der ehemaligen Textilfabrik und des Ortes gesetzt. Eine Publikation begleitet diese Ausstellung. Sie wurde vier Pionierinnen der Moderne gewidmet, die in politisch schwierigen Zeiten unbeirrt ihren künstlerischen Weg verfolgten und wiederholt bei Null beginnen mussten. „Wenigstens einmal im Leben ist es gut, bei Null zu beginnen“,

wird Anni Albers nach ihrer Flucht vor den Nazis in die USA zitiert. Waren Kunst, Schönheit und die Freude am kreativen Prozess ihre Antwort auf den Terror?

Wie sehen Sie die Zukunft von Brněnec?

Daniel Löw-Beer: Wir arbeiten mit Brüner Textilfachleuten von der dortigen ehemaligen Kunstgewerbeschule zusammen, möchten hier eine gute Produktion aufbauen und Textildesign und Ästhetik unterrichten. Erst vor Kurzem haben wir dank guter Unterstützung die Textilproduktion wieder aufnehmen können: Es wurde bereits ein Kinderteppich von Ottilie Berger nachgewebt, den sie 1929 für das Bauhaus designt hat. Widar Halén hat diesen Teppich erforscht ...

Widar Halén: ... und jetzt wird er neu produziert. Ein großartiges Projekt! Wir sind aber noch nicht am Ende der Forschungen, die weitergeführt werden müssen, um diesen Pionierinnen der Moderne gerecht zu werden!

[Dr. Rainald Franz ist Kunsthistoriker und Kustode für die Sammlung Glas und Keramik im MAK.](#)

Lesetipps

Daniel Low-Beer (Hg.)
The Arks. The Löw-Beer story behind Schindler's List and Villa Tugendhat
235 Seiten, Brno 2020
ISBN-979-8-50947-427-9




Widar Halén (Hg.)
Starting at Zero.
Otti Berger, Anni Albers,
Lilly Reich, Lucie Rie
292 Seiten, Brno 2025
ISBN 978-80-7485-306-7



Mehr Informationen:



arksfoundation.net

A woman with dark hair, wearing a vibrant blue dress and a black jacket, stands in a room with ornate floral wallpaper. She is positioned next to a wooden table with a white lace tablecloth. The room features a large floral wreath on the wall and a wooden chair in the foreground.

Schlossgeschichten

Design im Denkmal

Rainald Franz

Einmal im Jahr lädt „Schloss Hollenegg for Design“ zum Dialog von historischen Sammlungsobjekten und Gegenwartsdesign in die Weststeiermark. Anlässlich der Vorbereitungen zur heurigen Ausstellung „Element: Metall“ traf Denkmal heute die Initiatorin Alice Stori Liechtenstein zum Gespräch.

„Schloss Hollenegg for Design“ wurde von Alice Stori Liechtenstein mit dem Ziel gegründet, junge Designer:innen zu unterstützen, einen Raum für Forschung und einen offenen Diskurs zu schaffen. In dem unter Denkmalschutz stehenden Schloss Hollenegg, im 12. Jahrhundert erstmals urkundlich erwähnt und seit 1821 im Besitz der Familie Liechtenstein, sind zahllose Zimmerfluchten mit historischen Möbeln, Kronleuchtern, Seidentapeten, Wandteppichen, Gemälden und Waffen ausgestattet, die den Eindruck einer Wunderkammer vermitteln. Und regelmäßig kommen neue kunstvolle Objekte hinzu.

Alice Stori Liechtenstein, Kuratorin mit italienischen Wurzeln, ist auf zeitgenössische Gestaltung spezialisiert. Mit ihrer international ausgerichteten Ausbildung in Architektur und Design wurde sie zur gefragten Ausstellungsgestalterin. Seit einigen Jahren auch in der Lehre tätig, engagiert sie sich für das Projekt im Familienschloss Hollenegg: Jungen Kreativen wird ein Residenzprogramm angeboten, wo sie im Austausch mit lokalen Handwerksbetrieben neue Ideen entwickeln und zur Ausführung bringen können. „Schloss Hollenegg for Design“ ist als Verein organisiert. Manche Objekte finden ihren Platz im Schloss, zwischen den Renaissance-Kachelöfen und den chinesischen Seidentapeten aus dem Besitz der Liechtenstein.

Rainald Franz: Wie ist das Konzept für „Hollenegg for Design“ entstanden? Und wie lange gibt es schon Designausstellungen im Schloss?

Alice Stori Liechtenstein: Der ursprüngliche Wunsch war, das Schloss zumindest einmal im Jahr für die Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Was mich sehr beeindruckt: wie sehr sich die Menschen in der Gemeinde mit dem Schloss identifizieren. Ich habe immer im Bereich Design gearbeitet und habe als Erstes das Wiener Designer-Duo Mischer-Traxler eingeladen, eine Zeitlang in Hollenegg zu verbringen und sich ein Projekt für das Schloss zu überlegen. Durch dieses Projekt ist die erste Ausstellung zustande gekommen, die auf gute Resonanz gestoßen ist. Anfangs kamen die Besucher:innen mehr wegen des Schlosses als wegen des Designs, doch dann verstanden sie, wie interessant diese Zusammenführung von historischen Sammlungsobjekten und Gegenwartsdesign sein kann. Die Ausstellungen haben sich über die Jahre entwickelt, und jetzt sind wir bereits in unserem elften Jahr.

Das Konzept für die Ausstellungen basiert bisher auf der Untersuchung von Materialien?

In den vergangenen fünf Jahren haben wir uns auf die Materialien Keramik, Glas, Holz, Textilien fokussiert, und heuer werden wir Metall als Thema haben.

Um auf Ihren persönlichen Designbegriff zu kommen: Ist diese Orientierung am Material etwas, wo Sie sagen: Da kommt Design her?

Wenn man mit Design zu tun hat, muss man Materialien und deren Bearbeitung sehr gut kennen. Es ist wichtig, abschätzen zu können, wenn man etwas mit Glas gestaltet: Was kann Glas, was kann Glas nicht? Wo sind die Grenzen, die man überschreiten kann? Und das betrifft alle Materialien, mit denen Design arbeitet. Das ist ein Know-how, das verloren gegangen ist, weil heute die Entwicklung von Produkten sehr abgetrennt ist von der Produktion. Auf der anderen Seite war es mir sehr wichtig, andere Themen anzusprechen, etwa die Umweltthematik. Wir sind alle dessen etwas müde, weil wir täglich so viel darüber hören, aber natürlich muss man weiter darüber sprechen. Ich glaube, wenn die Leute verstehen, wie viel Erfindergeist und händische Arbeit in der Produktion eines Textils stecken, wird ihr Umgang damit bewusster und man überlegt es sich zwei Mal, bevor man etwas wegwirft. Denn gerade Textilien sind besonders schwer zu recyceln und das belastet die Umwelt. Das war eine Art, diese Thematik anzusprechen. Es gibt viele politische Konsequenzen. Metalle bedeuten natürlich auch Geld und Macht.

Ich finde, eine Ausstellung ist ein perfektes Medium, um das Publikum auch für diese Themen zu sensibilisieren und sie mit der Präsentation ästhetisch zu transportieren.

Sie haben mit Hollenegg ein Ausstellungsformat entwickelt, das ziemlich einzigartig ist: in einem historischen Setting, das unter Denkmalschutz steht, neue Design-Statements zu entwickeln. Wie würden Sie für sich den Dialog zwischen dem historischen Kulturgut aus dem Besitz der Liechtenstein und aktuellen Designobjekten sehen? Wenn man durch die Räume im Schloss geht, merkt man die Unterschiede zwischen Alt und Neu kaum, man hat das Gefühl, es wächst organisch zusammen.

Ich hatte am Anfang Angst und Respekt vor dem historischen Gebäude und den unter Denkmalschutz stehenden Objekten.

Aber man muss bedenken, dass die Idee der Stilreinheit und -einheitlichkeit in Wohnräumen etwas ist, was sich in der Einrichtung erst im 20. Jahrhundert durchsetzte. Die Leute waren das Mischen von Stilen und Epochen gewohnt. Man hat viel geerbt und nur sehr selten Räume neu eingerichtet. Eigentlich machen wir mit „Hollenegg for Design“ nichts anderes, als die Leute vor 200 Jahren oder vor 100 Jahren gemacht haben: Altes mit Gegenwärtigem zu verbinden. Ich habe über die Jahre Beispiele für diesen Zugang in anderen Museen und Häusern gefunden. Kleinere Museen haben hier innovative Zugänge gefunden. Ein Beispiel für mich war das Musée de la Chasse in Paris, wo sie ein sehr konservatives Museum zum Thema Jagd haben und immer wieder zeitgenössische Künstler:innen und Designer:innen einladen, mit ihren Interventionen neue Akzente zu setzen. Das ist spannend, denn es geht darum, Geschichten zu erzählen.



Und das Eine, Neue, gibt ja auch dem Bestehenden etwas. Sie geben mit Ihren Ausstellungen gewissermaßen „Crash-Kurse“ für Ästhetik, das Leben und den Umgang mit Design.

Ich glaube schon. Ein Schloss ist mehr ein Sehnsuchtsort oder die Erfüllung eines Traumes. Aber wenn das Publikum zu uns kommt, wählt es Objekte oder kleine Dinge aus und denkt sich: Das kann ich auch bei mir zu Hause machen. Durch das Schloss bietet sich die Möglichkeit, beim Publikum das Interesse an Design zu erschließen. Das ist in einem Museum oft nicht präsent, die Frage: Wie kann man mit Kunst, angewandter Kunst und Design im Alltag leben?

Das wäre auch ein Thema für Museen für angewandte Kunst. Sie gestalten die praktische Anwendung. Ergänzend: Sie gehen ja auch weiter. Als ausgebildete Designerin arbeiten Sie gerade an Ihrer Dissertation, möchten Sie davon erzählen?

Was ich hier in Hollenegg in den vergangenen zehn Jahren in den Ausstellungen gemacht habe, wo Objekte Geschichte und Geschichten erzählten, habe ich eher auf eine intuitive Art gemacht: Wie kann man Geschichte durch Kunst, angewandte Kunst und Design erzählen? In meiner Doktorarbeit will ich erforschen, wie weit das stimmt und wie man das am besten machen kann. Die Idee ist, durch Forschung und praktische Ausstellungsarbeit ein „How to Do“ oder ein Manual für Gestaltung zu entwickeln. Es wird ein Protokoll dazu geben,



und folgende Frage soll beantwortet werden: Wie kann man Objekte am besten positionieren, damit sie die Narrative einer Ausstellung spannender, inklusiv und ästhetisch transportieren können?

Ich muss da immer an das Buch „Das Design Dilemma“ von Philipp Zitzelsberger denken. Er spricht darin über die „Entkünstung des Designs“, die künstliche Trennung von Design und Kunst im 19. Jahrhundert. Wo sehen Sie das heutige Design? Wir reden von Social Design etc. Niemand definiert sich mehr als Designer, wenn er nur Möbel entwirft. Wo liegt die Rolle des heutigen Designs?

Nur weil ich male, bin ich noch keine Künstlerin, höchstens eine Malerin. Nur weil ich ein Objekt entwerfe, bin ich noch keine Designerin. Die Trennungen zwischen bildender Kunst, angewandter Kunst, Design und Handwerk helfen uns, den Disziplinen eine Theorie zu geben, aber sie sind sehr künstlich, und sehr oft werden dadurch nutzlose Hierarchien erzeugt. Es ist sehr schwer, das, was ein Mensch kreativ macht, lediglich über die Qualität zu definieren, und ich sehe alle diese Begriffe als Unterstützung für unsere Beurteilung und Unterscheidung. Aber sie können auch die Kreativität behindern. Es ist ein spannendes Thema, das man diskutieren kann. Ich sehe keine strenge Grenze oder großen Unterschiede. Obwohl ich in Hollenegg mit Design angefangen habe,

überschreiten wir nach zehn Jahren auch die Grenzen zur Kunst, etwa heuer mit „Element: Metall“, wo beispielsweise der Maler Elliott Hundley Objekte zeigen wird. Wir haben eine Kooperation mit der Universität für angewandte Kunst Wien, und zwar mit dem künstlerischen Fach Trans Art. Wir sind auch im Gespräch mit einer anderen Kunstakademie.

Es geht also um die Offenheit?

Es geht vielmehr um die Frage: Wie kann man heutige kreative, manuelle Gestaltung aus Kunst, angewandter Kunst, Design, Handwerk an einem historischen Ort der Repräsentation ins Leben und in den Dialog mit historischer Kunst und Gestaltung bringen?

Und eine Antwort darauf wird 2026 die Ausstellung „Element: Metall“ sein. Was können wir 2027 erwarten?

2027 werde ich die Ausstellung mehr dem Ort und, mit den Mitteln von Design, dem Leben der Familie Liechtenstein in Hollenegg widmen.

[Dr. Rainald Franz ist Kunsthistoriker und Kustode für die Sammlung Glas und Keramik im MAK.](#)

[Fotos Schloss Hollenegg](#)

[© Bundesdenkmalamt, Fotos: Bettina Neubauer Pregl](#)

Denkmal kinder

Denkmalhund Emil

Emil auf zwei Rädern in Oberösterreich

Karin Derler



Hallo, Leute!

Eigentlich brauch ich mich ja nicht mehr vorzustellen, aber sicher ist sicher: Ich bin Emil, der reiselustige Denkmalhund des Bundesdenkmalamtes. Diesmal mach ich in Oberösterreich eine Radtour entlang der Donau. Kommt ihr mit?

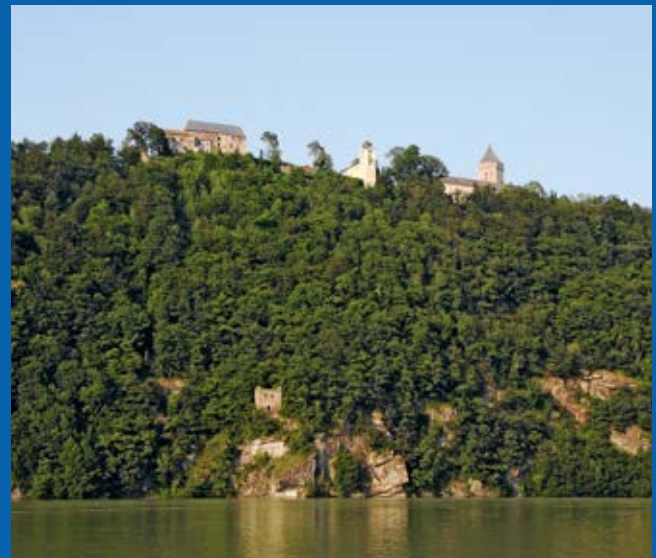


Donauschlinge Schlögen
 © Tourismusverband Donau Oberoesterreich,
 Foto: Kuschei.art

Mein Herrl unternimmt eine Radtour von Engelhartzell nach Aschach an der Donau. Natürlich begleite ich ihn. Für mich ist das aber weitaus gemütlicher als für ihn. Denn ich habe es mir im Fahrradkorb gemütlich gemacht. Gleich kommen wir in Wesenufer vorbei. Dort liegt die ehemalige Brauerei Niklas, die inzwischen stillgelegt ist, aber unter Denkmalschutz steht und saniert wurde. Während mein Herrl in die Pedale tritt, verliert sich mein Blick am Wasser. Da ist ja richtig was los! Flusskreuzfahrtschiffe, aber vor allem Frachtschiffe fahren die Donau entlang, die heute noch als Transportweg genutzt wird.

Immer wieder wurde die Donau mit einer Kette abgesperrt. Daher hat der Luerturm am Fuße der Burganlage Neuhaus auch den Namen **Kettenturm**. 1626 haben sich unzufriedene Bauern der Umgebung zusammengetan und das Schloss belagert. „Der damalige Graf von Sprinzenstein und Neuhaus wurde ins Burgverlies geworfen und die Donau bei Untermühl mit einer Kette abgesperrt. Damit sollte die Zufuhr von Lebensmitteln und Waffen nach Linz unterbunden werden“, erinnert Schlossherr Otto Plappart an die Vorkommnisse dieser Zeit. „Die Sage erzählt, dass die kaiserlichen Truppen Schiffe mit Alkohol vorgeschickt haben. Die betrunkenen Bauern konnten dann leicht überrumpelt werden“, ergänzt Plappart.

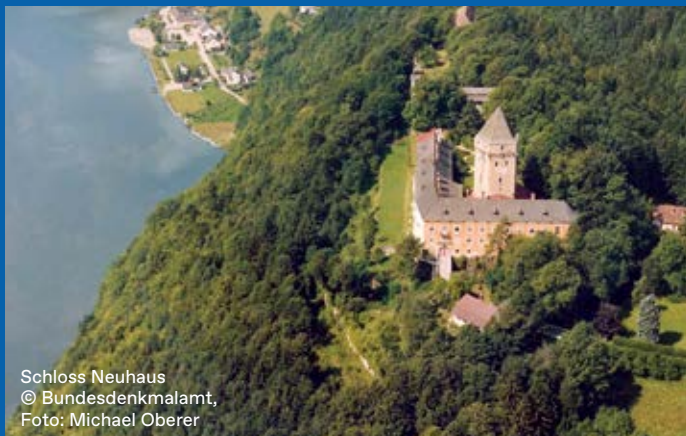
Die Sperrkette bei der Donau kam ein paar Mal zum Einsatz, bereits 1371, als die Schauburger die Erlaubnis erhielten, Maut auf der Donau bei Neuhaus einzuheben. Damals dürfte der Kettenturm entstanden sein. Anfang des 19. Jahrhunderts wurde bei den Besetzungen durch Napoleon der Donaustrom letztmalig abgesperrt. „Danach ist die Kette verschwunden und tauchte viel später im Militärmuseum in Paris wieder auf“, erzählt der Schlossbesitzer.



Schloss Neuhaus an der Donau mit Kettenturm vom gegenüberliegenden Donauufer aus gesehen
 © Wikimedia Commons (www.commonswiki.com, letzter Zugriff: 28.05.2026), Foto: Dralon

Ich beobachte die Schiffe, die plötzlich verschwinden. Was ist da los? Wir schlängeln so dahin und ich erfahre, dass dieser Flussabschnitt **Schlögener Schlinge** heißt. Das fühlt sich ja wie eine Haarnadelkurve an. Da kann einem fast schwindlig werden. Ich erfahre den Grund für diese Donauschlinge, die eine geologische

Eine weithin sichtbare mehrteilige und langgestreckte Anlage nimmt den Felsrücken ein, der zur Donau hin abfällt. Die Namen Falkenberg und Falkenbach in unmittelbarer Nähe verraten, dass die **Burg Neuhaus** ursprünglich wohl zur Jagd gedient hat. Sie war vermutlich auch stark befestigt und entstand jedenfalls an einem strategisch wichtigen Punkt im 13. Jahrhundert unter der Adelsfamilie der Schauburger, denen auch der Schutz der Donauschifffahrt übertragen wurde. Neben Kaiser Maximilian I. gab es noch zahlreiche andere Eigentümer, die sie weiter zur Schutzburg ausbauen ließen und auch eine Vorburg errichteten. Der fünfgeschoßige Bergfried aus dem 14. Jahrhundert diente vor allem als letzter Rückzugsort und Beobachtungsposten im Verteidigungsfall. Er war ein weithin sichtbares Zeichen der Macht und des Reichtums des Burgherrn und überragt in Neuhaus alles. Im Gegensatz dazu nutzte der Burgherr den Palas für Wohnzwecke. Er wurde daher im Lauf der Jahre um- und ausgebaut. Heute wirkt Neuhaus wie ein Schloss, da im Barock die Wehranlage zum Teil abgetragen und in die donauseitige Ringmauer ein Wohntrakt eingebaut wurde. 1720 wurde die Schlosskapelle eingeweiht.



Schloss Neuhaus
© Bundesdenkmalamt,
Foto: Michael Oberer



Wasserspeier am Bergfried
© Bundesdenkmalamt,
Foto: Michael Oberer

Besonderheit ist: Im Zeitalter des Tertiärs grub die Donau ein mäandrierendes Flussbett durch die weiche Schotter- schicht, aber das harte Granitgestein rundherum ließ das Wasser nicht mehr zurückfließen. Das fanden bereits die Römer praktisch: Wie wir von archäologischen Grabungen wissen, nutzten sie diesen strategisch wichtigen Platz als Lande- und Umladeplatz für ihre Schiffe, als natürlichen Hafen, aber auch als Straßenstation. Die Reste dieser römischen

Siedlung können heute noch besichtigt werden. In jüngeren Jahren wurden Baumstämme verschifft, aber auch Salz und Kohle waren begehrte Handelswaren am Wasser.

Weiter geht's, bis wir auf Höhe von Obermühl an der Donau halten. Dort fließt die Große Mühl in die Donau, hoch oben am Hang taucht eine lang gezogene Burganlage auf und darunter ein Turm. Den würde ich mir gern näher anschauen. Aber wie kommen wir an das andere Ufer? Es ist weit und breit keine Brücke zu sehen. Gut, dass es Radfahren gibt, sogar eine Quer- und eine Längsfähre. Als wir das andere Ufer erreicht haben, geht es zuallererst zum **Kettenturm**. Wisst ihr, woher der Name kommt? Während ich der Geschichte lausche, bin ich schon auf der Aussichtsplattform. Der Blick von dort oben auf die Donau ist echt cool. Hier waren früher Ketten gespannt, mit denen die Menschen die Schiffe an der Weiterfahrt hinderten – denn zuerst musste Maut bezahlt werden! Die letzte noch bekannte Kette soll angeblich Kaiser Napoleon mit nach Paris genommen haben.

Den Felssteig entlang kehren wir zur Radfähre zurück. Dabei gehen wir ein Stück vom Granitpilgerweg. Der Weg führt über fast 100 Kilometer durch das Granitland des Oberen Mühlviertels. Wer weiß, der Natursteinlehrpfad heißt vielleicht deshalb Pilgerweg, weil man an so vielen Kirchen und Kleindenkmälern vorbeikommt. Diese interessante Wanderung sparen wir uns aber für unseren nächsten Ausflug auf!

Die Burganlage, von der ich vorhin erzählt habe, wird auch **Schloss Neuhaus** genannt. Leider können wir sie nicht besichtigen, denn sie ist in Privatbesitz. Aber so viel kann ich verraten: Ich habe am fünfeckigen Bergfried lustige Details entdeckt. Dort sind Wasserspeier in Form von Gestalten und Fratzen angebracht. Einer sticht besonders hervor. Hoffentlich übersieht mein Herrl diesen Wasserspeier am Turm: Die Figur, die ihr Hinterteil frei macht und die beiden Pobacken mit den Händen auseinanderzieht, zeigt in Richtung Wien. Die haben sich damals was getraut, wenn es drum ging, ihre Meinung zu sagen!

Jetzt geht es wieder zurück ans andere Ufer und mit dem Rad weiter nach **Aschach an der Donau**, wo eine Brücke den Fluss quert. Beim Donaukraftwerk Aschach befindet sich übrigens die tiefste Schleuse Österreichs. Mit einer Fallhöhe von rund 15 Metern und einer Schleusenammer-Tiefe von insgesamt 23,4 Metern ist sie wie eine Riesenbadewanne an der Donau. Sie ist deshalb so tief, weil die Donau auf der Strecke von Engelhartzell bis hierher sehr stark abfällt. Deshalb muss die Schleuse die Fallhöhe ausgleichen. Meine Fallhöhe ist deutlich geringer ... Ich verlasse den Radkorb und suche mir ein schattiges Plätzchen zum Ausruhen in der Nähe.

Mag.^a Karin Derler ist in der Abteilung für Denkmalforschung im Landeskonservatorat für Steiermark im Bundesdenkmalamt tätig.



Auf dem Fluss der Großen Mühl wurde Holz aus dem Böhmerwald und dem Oberen Mühlviertel zur Donau geschwemmt. Die Kraft des Wassers ermöglicht aber auch die Erzeugung von elektrischem Strom, weshalb eine Kraftwerksanlage errichtet wurde. Deren Architekt Mauriz Balzarek, ein Schüler Otto Wagners, legte darauf Wert, die Kraftwerksanlage auch architektonisch anspruchsvoll zu gestalten. Das gelang ihm gut, denn im Bau verbinden sich Landschaft, Technik und Baukunst auf besondere Weise. Partenstein war eines der modernsten und leistungsstärksten Speicherkraftwerke aus der Frühzeit der Stromerzeugung in Österreich und lieferte 1924 nach seiner Fertigstellung 88 Millionen Kilowattstunden jährlich. Die Zufahrt führt über eine Stahlfachwerkbrücke, eine geschraubte Konstruktion aus der Zeit des Ersten Weltkriegs. Sie ist ein selten gewordenes Exemplar einer zerlegbaren Brückenkonstruktion. Das **Kraftwerk Partenstein** steht seit 2005 unter Denkmalschutz.



Kraftwerk Partenstein
© Energie AG

PROFIBAUSTOFFE

SANIERUNG NEST

NEUE STAATSOPER IM KÜNSTLERHAUS



EIN DENKMAL IN NEUEM GLANZ

- ✓ Feuchtigkeitsregulierend & schimmelhemmend
- ✓ Zementfreie, hydrophile Produkte
- ✓ Natürliche hydraulische Bindemittel
- ✓ Geprüft durch die MA 39



NHL — NATÜRLICHER HYDRAULISCHER KALK

Das PROFIL Porettec NHL-Kalksystem ist besonders geeignet für Sanierungen im Bereich der Denkmalpflege und für den baubiologisch wertvollen Neubau.

www.profibaustoffe.com

MEHR INFO



Denkmal kultur

Bedeutsame Belanglosigkeit?
**Aus Trümmern
wiedererstanden**



**BRUCHSTEINE
SPRECHEN**

Andreas Lehne

Die nach dem Krieg zerstörte Staatsoper
© ÖNB/Wien, NB 613.737-B

Andreas Lehne spürt gern „bedeutsamen Belanglosigkeiten“ nach. Für die aktuelle Kolumne begab er sich in die Wiener Staatsoper, deren Wiederaufbau nach den Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg sich jüngst zum 70. Mal jährte. Den Blick richtet Lehne dabei auf einen Bodenbelag, der im wahrsten Sinn des Wortes aus Trümmern wiedererstanden ist.



„Fais ce que dois, advienne que pourra“ – „Tu, was du tun musst, komme, was wolle“: Unter dieser Devise haben August Sicard von Sicardsburg und Eduard van der Nüll ihr Projekt beim Wettbewerb für den Bau der Wiener Hofoper eingereicht. Rückblickend war dieser Wahlspruch schicksalhaft, denn beide sollten die Vollendung ihres Werkes nicht erleben. Aber auch für das Operngebäude kam beinahe das Ende, als es am 12. März 1945 durch einen Luftangriff zu großen Teilen zerstört wurde.

Seiner Rettung ist ein im Vorjahr zum 70-jährigen Jahrestag der Wiedereröffnung erschienen Buch gewidmet, das in eindrucksvollen Bildern das Ausmaß der Zerstörung und die Leistung des Wiederaufbaus begreiflich macht. Mit großem Einsatz, aber begrenzten materiellen Möglichkeiten ist es damals gelungen, die neu zu gestaltenden Bauteile wie den Zuschauerraum, den Gobelin- und den Marmorsaal derart in die historische Substanz zu integrieren, dass keine harten Brüche spürbar sind. In der kargen Zeit der ersten Nachkriegsjahre wurde mit bescheidenen Mitteln ein festliches Ambiente geschaffen, dessen nobler Glanz ganz wesentlich von den zahlreich vorhandenen großdimensionierten, in ihrer Formgebung durchaus zeittypischen Kristalllustern ausgeht. Für die beiden Produzenten, die Wiener Traditionsfirmen Lobmeyr und Bakalowits, erwies sich die Ausstattung der Wiener Staatsoper im Übrigen als enormer Marketingerfolg.

Man darf sich freuen, dass anscheinend Konsens darüber herrscht, die in jenen „Jahren der schönen Not“ entstandenen Räume als Dokumente dieser Epoche zu begreifen und zu bewahren. Andere, ebenso bedeutende Werke der Wiederaufbauzeit, wie etwa der Nationalratssitzungssaal des Parlaments – „ein Saal der Arbeit, ernst und klar, fast durchsichtig, sachlich und höchst gediegen“ (Roland Rainer) –, wurden ja als aus der Zeit gefallen klassifiziert und sind Erneuerungsbestrebungen zum Opfer gefallen.

Hoffen wir, dass auch ein winziges Detail des Opernhauses erhalten bleibt, das am Außenbau, der im Gegensatz zum Inneren in seiner originalen Pracht wiederhergestellt wurde, auf den Mangel und die gebotene Sparsamkeit jener Epoche des Wiederaufbaus verweist: Es handelt sich um den Bodenbelag in den Arkadengängen der beiden Quertrakte. Dort wurde ein Terrazzo verlegt, der aus geborstenen Kehlheimer Platten besteht. Geht man durch diese Arkaden und richtet den Blick zu Boden, kommen einem die Worte „aus Trümmern wiedererstanden“ in den Sinn.

Dr. Andreas Lehne war bis zu seiner Pensionierung Leiter der Abteilung für Inventarisierung und Denkmalforschung im Bundesdenkmalamt.

Lesetipp

Bogdan Rošičič (Hg.)

Im Palast der Selbsterfindung.

Wiederaufbau und Wiedereröffnung der Wiener Staatsoper 1945–1955

Mit Beiträgen von Gerald Heidegger, Oliver Rathkolb, Anna Stuhlpfarrer, Sabine Plakolm-Forsthuber, Andreas Láng, Oliver Láng, Iris Frey und Susana Zapke
168 Seiten, Molden Verlag,
Wien 2025,
ISBN 978-3-222-15169-9



styriabooks.at



Vestibül mit Treppenanlage
und Designermöbeln im
Kur- und Kongresshaus, 1974
© Salzburg Museum,
Foto: Franz Hubmann/
brandstaetter images/
APA-Images

Denkmal diskursiv

Zukunft aus Beton

Das Kur- und Kongresshaus in Bad Gastein

Peter Lechner

Das denkmalgeschützte Kur- und Kongresshaus Gastein des Salzburger Architekten Gerhard Garstenauer wurde 1974 eröffnet und steht seit 2007 leer. Erbaut im Stil des Brutalismus und erdacht als modernes Ortszentrum, sollte es Bad Gastein in die Zukunft führen. Es begeistert, es polarisiert, es fehlt.



Das Kur- und Kongresshaus im historischen Ensemble, 1974
 © Salzburg Museum, Foto: Franz Hubmann/
 brandstaetter images/ APA-Images

Imposante Hotelbauten der Gründerzeit an bewaldeten Berghängen, gesäumt von einem mächtigen Wasserfall: Bad Gastein. Mitten in diesem historischen Ensemble liegt ein Gebäude, das auf den ersten Blick nicht ganz dorthin passt, schon allein, weil es nur knapp über 50 Jahre alt ist: das Kur- und Kongresshaus Gastein von Gerhard Garstenauer. Es steht jedoch sinnbildlich für die bislang wichtigste und prägendste Phase in der Entwicklung Bad Gasteins nach dem Zweiten Weltkrieg.

In der Nachkriegszeit hatte der einstige Weltkurort mit Problemen zu kämpfen, hauptsächlich einem angestaubten Image, rückläufigen Gästezahlen und einem engen Ortszentrum mit Verkehrsbelastung. Bad Gastein verfügte, aufgrund der nach Norden gerichteten Lage im Steilhang, nicht über einen Marktplatz mit Licht und Raum. Den Schwierigkeiten stellte sich der 1964 ins Amt gewählte Bürgermeister Anton Kerschbaumer und beschloss, umfassende Maßnahmen zu ergreifen, um Bad Gastein in die Zukunft zu führen und wieder attraktiv für moderne Urlauber:innen zu machen. Hierfür versammelte der gelernte Bauingenieur den Münchner Architekten Kurt Ackermann, den Salzburger Architekten Gerhard Garstenauer und den Allgäuer Grafikdesigner Otl Aicher. Zusammen bildeten sie die Planungsgruppe „Neues Gastein“ mit Fokus auf Kur, Sport und Kongress.

Während dieser Phase entstanden unter anderem das heute denkmalgeschützte Felsenbad, die ebenfalls denkmalgeschützten Liftkugeln in Sportgastein und die Gondeln der Stubnerkogelbahn. Im Fokus stand aber von Beginn an der Bau eines Kongresszentrums im Ortszentrum. Erste Skizzen Garstenauers lassen sich bereits auf 1965 datieren. Die Grundidee war, die alte Wandelbahn abzureißen und an deren Stelle den Straßenraum aufzuweiten, um Bad Gastein den fehlenden Platz zu schenken. Hierfür wurde das Gebäude in das Tal hinausgebaut und auf großen Stahlbetonstützen, vergleichbar mit Autobahnbrückenträgern, gelagert. Das Dach des Gebäudes war begehrbar und diente auf Straßenebene als Forum, im ersten Obergeschoß als Dachgarten mit Sonnen- und Spielterrasse. Überdachte umlaufende Panoramabalkone griffen die Funktion der früheren Wandelbahn auf moderne Weise auf. In der Höhe hielt sich das Gebäude zurück und staffelte sich rückspringend nach unten ins Tal, sodass der neu entstandene Platz nicht verschattet wurde und die umgebenden historischen Bauten ungestörte Ausblicke bieten konnten. Das Foyer war vollständig verglast und schuf durch seine Transparenz und einen durchlaufenden Waschbetonbelag eine Verbindung von Platz, Haus und Tal.

Eine weitere Prämisse war, ein modernes und lebendiges Ortszentrum zu schaffen, in dem einander Einheimische und Gäste auf Augenhöhe begegnen konnten. Dies war zuvor keine Selbstverständlichkeit gewesen, da die Bad Gasteiner:innen nicht im Zentrum wohnten, sondern dort in den Hotels und Kurbetrieben arbeiteten. Als Kongresshaus für Tagungen und Veranstaltungen konzipiert, verfügte das Gebäude neben dem ersten Hubpodien-Saal Europas auch über Freizeiteinrichtungen wie Gastronomie, Geschäfte, Casino, Tanzbar,

Gastein74 ist ein unabhängiges Forschungs- und Interventionsprojekt der drei Freunde und Kollegen Leon Beu, Erich André Steiner und Peter Lechner.

Ausgehend von der historischen „Planung Neues Gastein“ (1964–1974) befasst sich „Gastein74“ mit dem Gestern, Heute und Morgen der daraus resultierenden (un-)realisierten Grafik und Architektur. Das Projekt sucht, findet, dokumentiert und vermittelt Geschichte durch Text, Grafik, Ausstellung, Lehre, Diskurs und Intervention.

Ab Juli 2026 realisiert die Forschungsgruppe eine Installation auf dem Kongressplatz in Bad Gastein.

Informationen, Kontakt und Termine unter:



gastein74.com

Aufenthalts- und Aktivitätsflächen sowie eine Brunnenhalle aus Glas und Aluminium für die Trinkkur. Somit konnte es nicht nur zu Kongressen, sondern rund um die Uhr und das gesamte Jahr über innen und außen bespielt werden. Die Dächer und das Foyer boten öffentlichen Raum, der jederzeit und für jeden zugänglich war und sich nichtkommerziell nutzen ließ. Zusammen mit dem angrenzenden Haus Austria, in dem sich Gemeindeverwaltung, Lesesaal und Museum befanden, und dem neu errichteten Parkhaus verknüpfte sich das brutalistische Kongresshaus durch unterirdische und vertikale Verbindungen mit seiner Umgebung zu einem Gesamtkomplex für Kur, Kongress und Alltag, der auch die Höhenunterschiede im Ortszentrum überwand.

Die Besonderheit des Gebäudes lag nicht allein in seiner gezielt modernen und demokratischen Architektur, sondern auch in seiner Einbindung des visuellen Leitbildes von Otl Aicher. Dieser hatte Rot als dominierende Farbe für die neue grafische Linie Bad Gasteins gewählt. Sie bestimmt auch das Kur- und Kongresshaus Garstenauers, was unter anderem in Teppichböden, Sofas, Vorhängen und Polstern sichtbar wird. Die Symbiose aus Architektur und Grafikgestaltung zeigt sich besonders bei den roten Leuchtschildern mit

Tanzbar „Red Canyon“ im Kur- und Kongresshaus, 1974
© Salzburg Museum, Foto: Franz Hubmann/
brandstaetter images/ APA-Images, kol.: Erich André Steiner



Gerhard Garstenauer (1925–2016) wurde in Fusch an der Großglocknerstraße als Sohn des Gendarmen Leopold Garstenauer und seiner Frau Rosa, einer Schneiderin, geboren. Wie sein älterer Bruder Richard zeigte Gerhard Garstenauer bereits im Kindesalter großes Talent im Zeichnen, sodass ihn die Eltern auf das Gymnasium schickten. Sein Bruder begann ein Architekturstudium, fiel jedoch im Zweiten Weltkrieg. Nach diesem Schicksalsschlag beschloss Gerhard Garstenauer, selbst Architektur an der Technischen Hochschule in Wien zu studieren. Dort sammelte er erste Baupraxis bei der Sanierung des Burgtheaters. Ab 1954 begann er seine selbstständige Tätigkeit als Architekt in Salzburg. 1956 besuchte er die Internationale Sommerakademie für Bildende Kunst von Konrad Wachsmann. Garstenauers erste Bauten entstanden hauptsächlich für die Automobilindustrie, anschließend plante er auch Wohnbauten.

Sein erstes öffentliches Gebäude war das Felsenbad (1968) in Bad Gastein. 1973 bis 1978 hatte er eine Gastprofessur an der Universität Innsbruck inne. 1983 gehörte er gemeinsam mit Friedrich Achleitner, Wilhelm Holzbauer, Otto Breicha und Gino Valle zu den Gründungsmitgliedern des ersten Salzburger Gestaltungsbeirates.

Mit seiner Frau Inge (1925–2021) hatte er drei Kinder und lebte bis zu seinem Tod in dem selbst entworfenen Haus Gänsbrunn II (1978) in Salzburg-Aigen. Gerhard Garstenauer ist auf dem Friedhof Aigen im Familiengrab bestattet, dessen Grabstein er selbst gestaltete.

Aluminiumkorpus. Diese fügen sich hervorragend in das Farb- und Materialkonzept beider Gestalter ein und zonieren die Bereiche der Architektur. Die Schriftsetzung und Anordnung in Kombination mit Pfeilen und Zahlen stammt von Aicher, der Entwurf des Korpus möglicherweise von Garstenauer, der im selben Duktus Aluminiummöbel wie Tische, Garderoben und Abfallbehälter eigens für das Kongresshaus anfertigen ließ. Diese ganzheitliche Gestaltung markiert den Höhepunkt der „Planung Neues Gastein“ und ist daher derzeit das wichtigste Zeugnis dieser Zukunftsvision für den historischen Kurort in der Nachkriegszeit.

Das Gebäude, seit 2021 unter Denkmalschutz, steht leider seit fast 20 Jahren leer. Die Dachterrasse und die Balkone sind nicht mehr öffentlich zugänglich. Die Scheiben im Erdgeschoß, die einst den Durchblick ins Tal erlaubten, sind abgeklebt. Dem Ort fehlen somit nicht nur der Veranstaltungsort und ein Stück öffentlicher Raum, sondern vor allem ein Treffpunkt für Einheimische und Gäste. Es bleibt zu hoffen, dass sich in naher Zukunft Perspektiven für das Gebäude ergeben. Darin besteht nämlich eine Chance, knapp 50 Jahre später wiederum ein „Neues Bad Gastein“ zu entdecken und sich als Ort in Richtung Zukunft zu entwickeln.

[DI Peter Lechner ist Planer für Architektur in München, engagiert sich im freien Forschungsprojekt „Gastein74“ und dokumentiert seit 2014 strukturellen Leerstand in ganz Europa.](#)



Aluminiummöbel von Gerhard Garstener
im Kur- und Kongresshaus, 1974
© Salzburg Museum, Foto: Franz Hubmann/
brandstaetter images/ APA-Images



Gasteiner Saal im Kur- und Kongresshaus, 1974
© Salzburg Museum, Foto: Franz Hubmann/
brandstaetter images/ APA-Images

Lesetipp

Salzburg Museum, Initiative
Architektur (Hrsg.)
Garstener.
Architekt – Gestalter – Denker
Mit Beiträgen von Eva Hody,
Peter Lechner, Leon Beu,
Erich Steiner, Julian Mändl u. a.
207 Seiten, Anton Pustet Verlag
Salzburg 2025,
ISBN 978-3-7025-1204-0

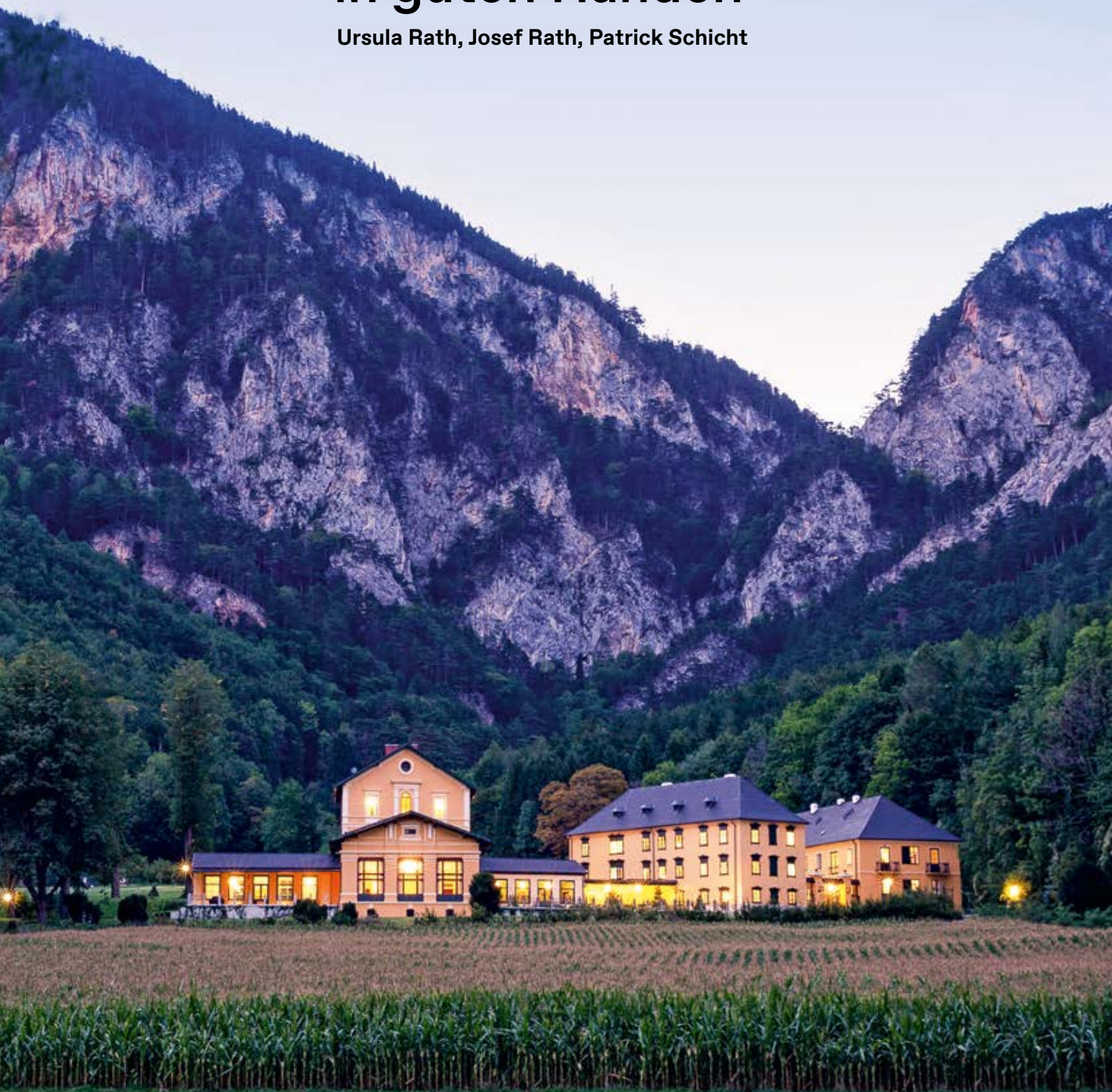


pustet.at

Denkmal im Alltag

Ein historischer Ort in guten Händen

Ursula Rath, Josef Rath, Patrick Schicht





Inmitten steiler Felswände liegt am Rand von Reichenau an der Rax, in einem versteckten Talkessel, der Thalhof. Der malerische Bau diente der feinen Wiener Gesellschaft als Ort der Sommerfrische und als Ausgangspunkt für Touren auf Schneeberg und Rax.

Bereits im späten 17. Jahrhundert etablierte sich in einem kleinen Seitental der Schwarza neben einem Bauernbetrieb ein kleiner Ausschank, dessen qualitätvolle Stube samt einem 1697 bezeichneten Deckenbalken bis heute erhalten ist. Im Jahr 1809 übernahm der Unternehmer Ignaz Waissnix mit Heirat der Erbin Anna Polleres den Hof. Er investierte in den Besitz und damit in eine Aufwertung der Voralpen für die Sommerfrische. Man zog exklusive Gäste des Adels und des gehobenen Bürgertums nicht nur mit der wildromantischen Landschaft und dem gesunden Klima an, sondern tischte ihnen auch regionale Produkte und Eigenerzeugnisse auf. Um 1840 erfolgte eine Vergrößerung des Gastbereichs, der mit der Eröffnung der Bahn von Wien nach Gloggnitz 1842 neuerlich erweitert werden musste. Auch die drei Söhne bauten weiter aus.

Im Gästebuch finden sich Namen wie Anton Dominik Fernkorn, Johann Nepomuk Nestroy, Peter Altenberg, Bertha von Suttner und Marie von Ebner-Eschenbach. Mit Josef Hyrtl folgte eine Reihe berühmter Ärzte, voran Arthur

Factbox

Zum Umgang mit historischer Bausubstanz

Erich Bernard

Die Herausforderung im Umgang mit historischem Baubestand – unabhängig vom Denkmalschutz – liegt darin, zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu vermitteln: die Geschichte als Wert zu erkennen, neue Anforderungen zu integrieren und auf Zeitlosigkeit der Eingriffe zu achten, sodass die Faszination erhalten bleibt. Die Kunst ist es, diese Komplexität einfach abzubilden, ohne Spannung zu verlieren.

Voraussetzung ist das Verständnis für den Wert der Bausubstanz. Dieser liegt nicht nur im Materiellen, sondern vor allem in der Geschichte – als baukulturelles Zeugnis und räumlich erfahrbares Narrativ.

Fast alles kann man neu herstellen – nur nicht die Spuren der Vergangenheit.

Das Bauen im Bestand verlangt eine andere Herangehensweise als der Neubau. Untersuchung, Analyse und Bewertung bilden die Grundlage. Es gilt, die Schichten eines Gebäudes zu verstehen: Transformationen, Bedeutungen und bewahrenswerte Qualitäten. Wenn man ein Gebäude verändert, muss man verstehen, was man verändert. Daraus entwickelt sich ein projektspezifisches Leitmotiv – kein Projekt gleicht dem anderen. Die Eingriffe erfordern Präzision wie Einfühlungsvermögen und zielen darauf ab, den Charakter des Bestands zu erhalten und in eine neue Zeit zu übersetzen.

Zentral ist ein dialektisches Verständnis von Alt und Neu. Beide verbinden sich zu einer Synthese, in der das Neue dem Alten auf Augenhöhe begegnet und dieses als Träger von Geschichte präsent bleibt. So entsteht eine eigenständige Qualität und man vermeidet musealen Stillstand.

Das Ergebnis ist idealerweise eine Synthese aus dem Alten und dem Neuen.

Das Neue ist keine Nachahmung, sondern eine Weiterentwicklung. Die Intention des ursprünglichen Entwurfs wird fortgeschrieben. Die Spuren der Vergangenheit sind oft das Wertvollste, zugleich ist nicht alles Bestehende erhaltenswert. Neue Nutzungen verändern die Rahmenbedingungen. Die Herausforderung besteht darin, diese so zu integrieren, dass ein stimmiges neues Ganzes entsteht, ohne dabei die ursprüngliche Identität zu verlieren.

Am Thalhof zeigt sich diese Haltung: Atmosphäre und Geschichte bilden den Ausgangspunkt, während die neue Nutzung eine Neuinterpretation verlangt. Ziel ist eine Kontinuität, in der die Geschichte weitergeschrieben wird und qualitätvolle Elemente Teil einer neuen Identität werden. So entsteht Architektur, die den Bestand in eine neue Gegenwart überführt – als lebendiger Organismus mit Vergangenheit und Zukunft.

Mag. Erich Bernard ist Gründer und Geschäftsführer des Architekturbüros BWM Designers & Architects und war bis Februar 2026 Mitglied des Beirats für Architektur und Design im Bundesministerium für Wohnen, Kunst, Kultur, Medien und Sport.



Schnitzler. Der Thalhof etablierte sich nun auch als Kuranstalt. Kaiser Franz Joseph war so oft wie möglich zu Gast, teilweise mit Kaiserin Elisabeth, wofür ihm das Kaiserzimmer reserviert war; auch brachte er internationale Staatsgäste zu Jagdausflügen mit. Reichenau entwickelte sich mit dem Bau der Südbahn zu einem Hotspot der Monarchie während des Sommers. Auch in der Rudolfsvilla und der Villa Wartholz trafen sich immer wieder Mitglieder der kaiserlichen Familie sowie Mitglieder des Hochadels.

1870 kauften die Brüder Waissnix die Domäne Reichenau, seitdem sprach man vom „Königreich Waissnix“, in dem ab 1881 Olga Waissnix „Hof“ hielt. Sie wurde sogar in Schriften Schnitzlers verewigt. Mit Olgas Tod 1897 ging die glanzvollste Zeit Reichenaus zu Ende, die feine Gesellschaft zog weiter, während die bürgerlichen Stammgäste blieben.

Im Ersten Weltkrieg diente der Thalhof als Notspital, danach wurde er renoviert und modernisiert. Nach dem Zweiten Weltkrieg kam der Betrieb langsam wieder in



Schwung – man überlebte durch Grundverkauf und einen Kurbetrieb, der 2010 geschlossen wurde.

An diesem Punkt verknüpfen sich die Geschichte des Thalhofs und jene der Familie Rath. Regional verwurzelt und mit dem Thalhof vertraut, erlebte die Familie dessen Verfall und kulturelle Zwischennutzungen. 2012 übernahm sie das baufällige Anwesen, mit der Ambition, es zu sanieren und – bei Erhalt der historischen Atmosphäre und wirtschaftlicher Tragfähigkeit – in ein modernes Apartmenthaus zu entwickeln.

Die Ausgangssituation war herausfordernd: Verwahrlosung, illegale Nutzung, großer Sanierungsbedarf. Erste Maßnahmen galten der Entrümpelung, Abgrenzung und Bestandsaufnahme. Nach intensiven Voruntersuchungen, begleitet durch das Bundesdenkmalamt, startete die Revitalisierung. Mehrere tausend Quadratmeter Dach- und Gebäudeflächen sowie Infrastruktur wie Kanal, Strom, Gas, Wasser und Internet mussten erneuert oder geschaffen werden.

Auch die Bauphase verlief nicht ohne Schwierigkeiten. Das öffentliche Interesse war groß, es gab Einwendungen. Die Unterstützung des Bundesdenkmalamtes erwies sich als

wesentlich. Schritt für Schritt konnten Baumängel behoben, Veränderungen rückgeführt und baukünstlerische Details wiederentdeckt werden. Neue Kunst und moderne Haustechnik wurden integriert.

Heute wird der Thalhof als Apartmenthaus geführt, das eine Land- und Forstwirtschaft ergänzt. Garten, Tiere und Natur knüpfen an die historische Nutzung an. Im Zentrum steht der respektvolle Umgang mit der Bausubstanz – als Verbindung von Bewahren und Weiterentwickeln, um den Ort lebendig zu halten.

[DI DDr. Patrick Schicht ist Landeskonservator für Niederösterreich.](#)

[Dr.ⁱⁿ Ursula Rath und Dr. Josef Rath sind Eigentümer:innen des Thalhof Reichenau.](#)

[Fotos Thalhof Reichenau © Katrin Nusterer](#)



Historisch

Wien, wie es war:

Angelina Pötschner

Vom staubigen Paradeplatz zur grünen Pracht: Wiens „Josefstädter Sahara“ wandelte sich im 19. Jahrhundert zum heutigen Rathausplatz ... und somit zum „schönsten Platz der Welt“.

Kaiser Franz Joseph I. verkündete 1857 die Erweiterung der Inneren Stadt und, damit verbunden, die Auflassung der Stadtumwallung. In der Folge beschäftigte sich eine Reihe von prominenten Architekten und beamteten Planern mit Entwürfen für die Stadterweiterung, wobei auch die Standorte der vorgesehenen öffentlichen Bauten Berücksichtigung fanden. Im September 1859 wurde der Stadterweiterungsplan genehmigt, der die Verbauung des Glacis, des fast 400 Meter breiten Grüngürtels und ehemaligen Befestigungsgürtels, vorsah. Ausgenommen blieb vorerst der vom Militär besetzte Exerzier- und Paradeplatz zwischen der Inneren Stadt und der Vorstadt Josefstadt, der sich über 20 Hektar von der heutigen Universitätsstraße bis gegen die Bellaria erstreckte. Lediglich Fußwege durchschnitten diagonal diese gewaltige öde Fläche, die vor dem Franzentor, einem Fußgängertor, in

Der Paradeplatz



Ludwig Christian Förster, Stadterweiterungsprojekt Nr. 59,
Paradeplatz mit der Votivkirche samt Reiterdenkmal und
der Defensiv-Kaserne, 1858
© Wien Museum Inv.Nr. 146213_3

den Stadtgraben mündeten. Dieses unregulierte, nachts nur spärlich beleuchtete Areal nahe dem Zentrum der wachsenden Stadt behinderte den Personen- und Geschäftsverkehr, besonders bei den regelmäßig stattfindenden militärischen Übungen, bei denen das Gelände für die Zivilbevölkerung abgesperrt wurde.

Die öde, niedergetrampelte Fläche wurde bei Trockenheit zur Staubwüste, laut „Tagespost“ vom 5. Juli 1863 zur „Josefstädter Sahara“, bei Regenfällen zu einem Morast. Gut gemeinte Verbesserungen wie die Aussaat von Grassamen, um – wie die „Morgen-Post“ am 20. Juni 1863 hoffnungsfroh verkündete – die „Sahara ... in eine freundliche Oase“ zu verwandeln, konnten die Situation nicht wirklich bereinigen. Schließlich wurde der Platz auch weiterhin intensiv für Paraden, Truppenrevuen und militärische Reiterübungen

verwendet und der zarte Graswuchs niedergetrampelt. Das Feuilleton arbeitete sich an der Sturheit des Militärs ab. So ließ das humoristische Volksblatt „Kikeriki“ am 21. Mai 1868 Wenzel Babitschek, als eifriger Staatsdiener Protagonist blatteigener Karikaturen, anlässlich der mühseligen Querung des Josefstädter Glacis verzweifelt ausrufen: „Müssen denn diese Uebungen hier, beinahe mitten in der Stadt abgehalten werden?“

Als im Gemeinderat kolportiert wurde, dass der Militärärar endlich wegen des Verkaufs des Geländes verhandle, wurde der Beschluss gefasst, eine Petition für die Auflassung des Paradeplatzes und Herstellung von der Allgemeinheit zugänglichen Parkanlagen sowie einer Fahrstraße in Verlängerung der Josefstädter Straße zu stellen. Schließlich habe „der 8. Bezirk mit 800 Häusern und 40.000 Bewohnern empfindlichen

Mangel an entsprechender Kommunikation nach der inneren Stadt“, so der in Tageszeitungen wie „Die Debatte“ vom 15. August 1868 zitierte damalige Bürgermeister Andreas Zelinka. Auf kaiserlichen Beschluss wurde der bis dahin militärisch genutzte Paradeplatz im September 1868 aufgelassen. Als bald folgte die Forderung der Stadt Wien, das von Anfang an in den Planungen der Stadterweiterung projektierte neue Rathaus auf dem aufgelassenen Paradeplatz zu errichten. Sie reagierte damit auf Gestaltungsstudien des beamteten Architekten Moritz Löhr, der als Leiter des Hochbau-Departments im Ministerium fünf unterschiedliche Planungen zur Neugestaltung des wertvollen Areals nahe der Inneren Stadt vorgelegt hatte. Löhr berücksichtigte die Forderungen der Gemeinde nach einer Parkanlage und einer besseren Verkehrs-anbindung der Josefstadt und sah auch die Platzierung der

Universität sowie des Herren- und Abgeordnetenhauses auf dem ehemaligen Militärareal vor. Besonders der im Dezember 1868 nach dem plötzlichen Ableben Zelinkas gewählte Bürgermeister Cajetan Felder setzte sich in der „Rathausfrage“ massiv für den neuen Standort ein. Er konnte auch den anfangs kritischen Friedrich von Schmidt überzeugen, der siegreich aus dem international ausgeschriebenen Wettbewerb hervorgegangen war – mit einer Planung, die das Rathaus ursprünglich gegenüber dem Stadtpark zwischen Johannesgasse und Weihburggasse vorsah.

1870 genehmigte Kaiser Franz Joseph im Rahmen einer Ministerratssitzung den Regulierungsplan, der die Monumentalbauten an ihrem heutigen Standort vorsah, das Rathaus flankiert von 17 Blocks mit 70 eleganten Wohnhäusern, dem künftigen Rathausviertel. Eine Pufferzone zwischen

Vinzenz Katzler, Wiener-Stadt-Erweiterung und Verschönerung. Der Ring zwischen Burg- und Schottentor, 1866
© Wien Museum Inv.-Nr. 1697022



Ringstraße und Rathaus sowie zwischen den Monumentalbauten sollte die Gartenanlage vor dem Rathaus bilden. Schmidt sah ein breites Gartenparterre mit höherer Bepflanzung nur in den Randzonen vor, die Ansicht von der Ringstraße auf das Rathaus sollte erhalten bleiben. Der Stadtgärtner Dr. Rudolf Siebeck entwickelte auf Wunsch des Bürgermeisters eine Grünanlage vergleichbar dem Stadtpark, der trotz Bedenken von Schmidt, Ferstel und Hansen zur Umsetzung kam. Siebeck gab die Pflanzung von circa 2.150 auch exotischen Bäumen und 6.700 Sträuchern vor – zu jeder Jahreszeit sollte es blühende Pflanzen geben. 1873 war der Park so weit vollendet, dass die Möblierung mit 30 Bänken beschlossen werden konnte. Schmidts Entwurf für eine repräsentative Brunnen säule mit reichem Figurenschmuck sollte unausgeführt bleiben.

Anlässlich der Eröffnung des Rathausparks und der Grundsteinlegung für das Rathaus am 14. Juni 1873 geriet selbst der ansonsten recht nüchterne Monarch ins Schwärmen: Der Rathausplatz verspreche „nicht nur der schönste Platz in Europa, sondern in der ganzen Welt zu werden“, zitierte ihn „Die Presse“ im „Local-Anzeiger“ vom 15. Juni 1873. So hatte sich die „Josefstädter Sahara“ doch noch in eine „freundliche Oase“ gewandelt.

**Mag.^a Angelina Pötschner ist stellvertretende
Landeskonservatorin für Burgenland.**

Josefstädter Glacis mit Blick
gegen die Josefstadt, 1863
© Wien Museum Inv.-Nr. 52305





Denkmal gestern: Denkmal heute

Eine Architekturikone öffnet sich

Georg Scherer



Das Hauptwerk von Josef Frank in Wien, die Villa Beer, wurde detailgetreu restauriert und lädt zu einem Besuch ein.





Wien hat eine neue Sehenswürdigkeit. Die von 1929 bis 1930 nach Plänen von Josef Frank und Oskar Wlach errichtete Villa Beer in Hietzing gilt als Schlüsselwerk der zweiten Wiener Moderne. Das Gebäude sorgte schon zur Zeit seiner Errichtung für Aufsehen: „Gedanke, Empfindung und Form gehen hier vollkommen zusammen“, so der Kunsthistoriker Max Eisler. Als öffentlich zugängliche Villa der Moderne aus der Zwischenkriegszeit in Wien nimmt die Villa Beer eine Position wie die Villa Savoye von Le Corbusier oder die Villa Tugendhat von Mies van der Rohe ein. Seit März sind ihre Pforten für das Publikum geöffnet.

Ein Haus als Weg und Platz

Auch nach fast 100 Jahren hat die Villa nichts von ihrer Modernität eingebüßt. Die äußere Erscheinung bilden frei komponiert wirkende, zeittypisch in Weiß gehaltene Fassaden, deren Mauerflächen „durchwegs auf dem Quadrat und dessen Teilungen aufbauen“, so Friedrich Achleitner, der die Villa Beer als das „bedeutendste Beispiel der Wiener Wohnkultur der Zwischenkriegszeit“ bezeichnete.

Durch eine schlichte Eingangstür unter dem markant auskragenden Quader geht es hinein bis zur Treppe, die für Frank das Zentrum des Wohnhauses bildet. „Sie ist so geführt, dass sämtliche Wohnräume auf verschiedenen Zwischenpodesten liegen.“ Dass man sich rasch zurechtfindet, ist kein Zufall, sondern entspringt dem Raumkalkül der Architekten: „Ein gut organisiertes Haus ist wie eine Stadt anzulegen mit Straßen und Wegen, die zwangsläufig zu Plätzen führen“, so Frank. Es „gleich jenen schönen alten Städten, in denen sich selbst der Fremde sofort auskennt“. Zum Garten hin öffnet sich das Haus mit großen Fenstern und Terrassen, Licht strömt in die hohen Räume mit ihren weißen Wänden und schmucken Vorhängen, die nach Frank'schen Mustern neu angefertigt wurden.





Restaurierung bis ins Detail

Erbaut wurde die Villa für die jüdische Familie Beer, die sich aufgrund beruflicher und wirtschaftlicher Rückschläge jedoch nicht lange an ihrem Haus erfreuen konnte. Die Machtergreifung durch die Nationalsozialisten riss die Familie auseinander, einzelnen Familienmitgliedern gelang die Flucht ins Exil. Mitte der 1930er-Jahre scheint die Villa in Zeitungen zur Versteigerung auf. Erworben wurde sie schließlich von einem Textilunternehmer, dessen Familie das Haus bis 2008 besaß.

Der jetzige Eigentümer, Lothar Trierenberg, entdeckte das Haus 2020 bei einer Recherche über Josef Frank. Zu diesem Zeitpunkt war es noch in mehrere Wohneinheiten geteilt und von nachträglich eingebauten Trennwänden durchzogen. Trotzdem hat sich vieles bis heute original erhalten, darunter Fenster, Böden und Einbaumöbel. Das Heizsystem mit den alten Radiatoren wird nun mittels Geothermie und Photovoltaik über Wärmepumpen betrieben. Aufwendig rekonstruiert wurden Lichtschalter und Steckdosen.

Bei der Restaurierung – es wurde alles in den Zustand von 1930 rückgebaut – arbeitete die Villa Beer Foundation mit Architekt Christian Prasser und dem Bundesdenkmalamt zusammen. Ziel war es, den ursprünglichen Charakter des 1987 unter Denkmalschutz gestellten Hauses zu bewahren und eine

zeitgemäße Nutzung zu ermöglichen, ohne die Spuren der Zeit allesamt zu tilgen. „Das Haus soll vor allem erlebbar machen, welche Kraft gute Architektur hat“, sagt Trierenberg. In jahrelangem Einsatz verwandelte er das einstige Familienhaus in eine Sehenswürdigkeit, die mit oder ohne Führung besucht werden kann. Geplant sind kulturelle Veranstaltungen und ein Artists-in-Residence-Programm, in Gästezimmern kann auch übernachtet werden.

Pionier ohne Pathos

Die Moderne in Wien um 1930 ist geprägt von Adolf Loos und Josef Hoffmann. Josef Frank, der „Pionier ohne Pathos“, ist nach Otto Kapfinger und Maria Welzig die Synthese der Antipoden. Ihm ging es um eine menschengerechte Moderne, deren Bauwerke behaglich und bewohnbar sein sollten. In weitem Abstand zum Historismus und zur Konzeption des Gesamtkunstwerks sah er Stillosigkeit als Hauptkennzeichen der modernen Architektur. Zudem forderte er „eine gewisse Unordnung geradezu heraus und ließ seinen Bauherren mehr Freiheit als sein Landsmann Adolf Loos“, so Architektur-Journalist Maik Novotny in der Tageszeitung „Der Standard“. „Franks Häuser wollen benutzt und bewohnt werden.“ Für ihn habe das Wohnhaus „durch sein Dasein die Menschen zu beglücken“. In der Villa Beer lässt sich das hautnah erleben. Anfassen erlaubt!

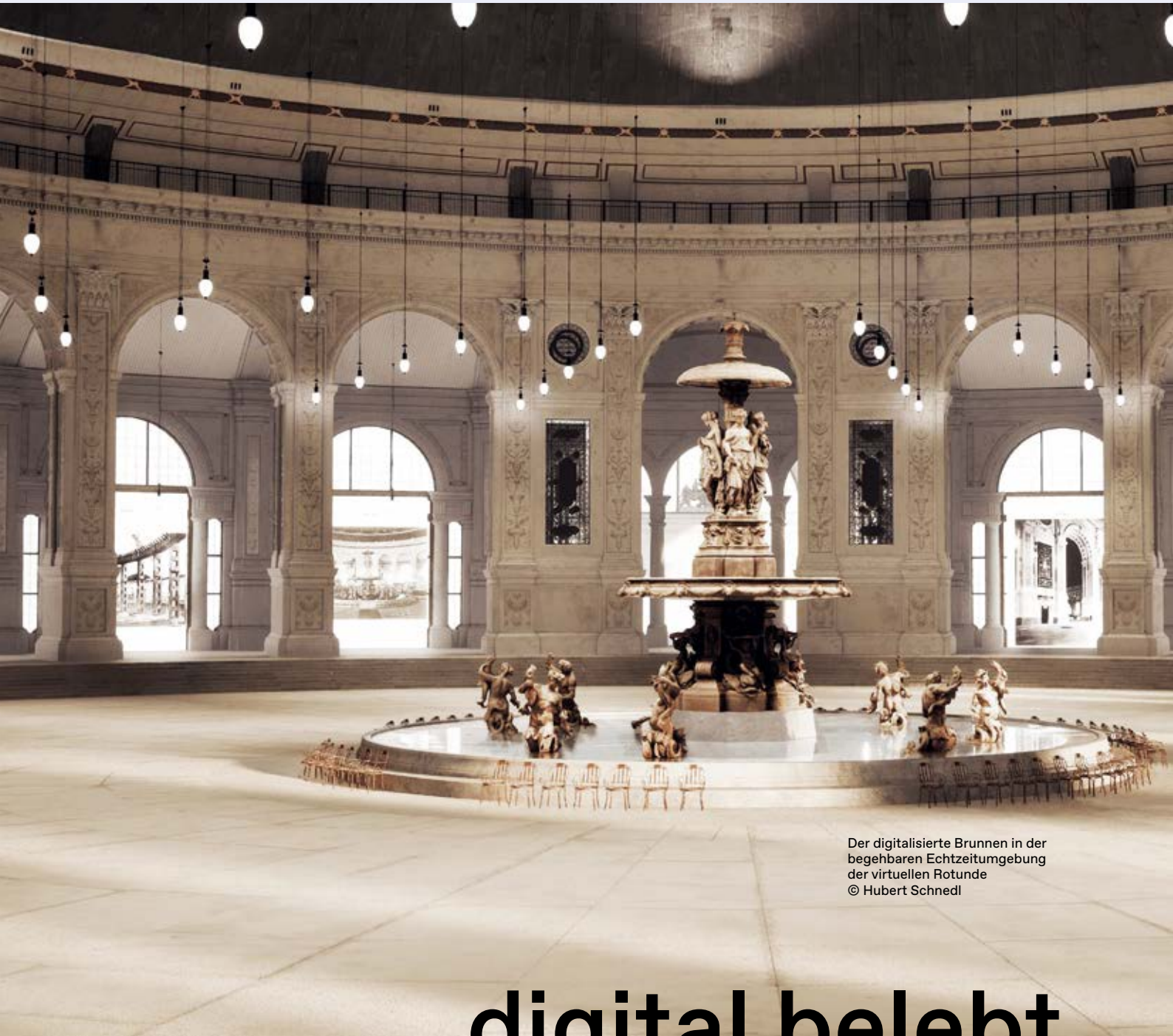
[Georg Scherer ist Leiter des Referats für Digitalisierung und Dokumentation in der Abteilung für Digitalisierung und Wissensmanagement im Bundesdenkmalamt.](#)

[Fotos Villa Beer © Bundesdenkmalamt, Fotos: Bettina Neubauer-Pregl](#)



DENKMAL *bewahren*, DIGITAL *erfahren*

Historisches Erbe



Der digitalisierte Brunnen in der begehbaren Echtzeitumgebung der virtuellen Rotunde
© Hubert Schnedl

digital belebt

Hubert Schnedl



Die virtuelle Rotunde ist mehr als ein 3D-Modell. Das Projekt verbindet digitalisiertes Kulturerbe und webbasierte Interaktion zu einem neuen Format. Es zeigt, wie verlorene Architektur wieder erfahrbar wird – nicht nur als Rekonstruktion, sondern als offener, erweiterbarer Raum für zukünftige virtuelle Veranstaltungen und Ausstellungen.

Zur Eröffnung der Weltausstellung im Jahr 1873 wurde das Wiener Stadtbild mit der Rotunde um ein spektakuläres Gebäude bereichert. Die erste Weltausstellung im deutschsprachigen Raum war ein Prestigeprojekt und in ihren Dimensionen beispiellos. Die Rotunde bildete das Zentrum des für die Ausstellung geplanten, rund 900 Meter langen Industrielastes. Mit einem Durchmesser von 108 Metern und einer Höhe von 84 Metern galt sie lange Zeit als größter Kuppelbau der Welt. Nach ihrer Zerstörung durch einen Brand im Jahr 1937 geriet das Gebäude in Vergessenheit. Allerdings blieben zahlreiche Fotos und Planunterlagen aus der Ausstellungszeit erhalten.

Sie konnten als Grundlage für eine Virtualisierung verwendet werden. Die digitale Rekonstruktion von Gebäuden basiert auf einem modularen Prozess, der verschiedene Technologien miteinander verbindet. Am Anfang steht die präzise Erfassung des – im Fall der Rotunde bereits zerstörten – Bauwerks nach historischen Plänen, Fotografien und Archivmaterialien. Zur exakten Modellierung der grundlegenden Geometrien wird üblicherweise eine CAD-Software eingesetzt und werden die geometrischen Daten anschließend in einer 3D-Grafiksoftware verfeinert. Dieser Schritt umfasst sowohl die Modellierung der Ornamente als auch die Definition der Oberflächen und Materialien. Mit der Positionierung von Beleuchtungselementen und Kameras lassen sich bereits fotorealistische Bilder des Gebäudes erzeugen. Ergänzt wird dieser Schritt durch Verfahren wie Photogrammetrie und Laserscanning, die besonders bei erhaltenen Artefakten zum Einsatz kommen. Die eigentliche virtuelle Umgebung entsteht in einer „Game Engine“, die 3D-Geometrien, Benutzerinteraktionen,

Physiksimulationen und Multimediadokumente in Echtzeit berechnet. In den vergangenen Jahren wurden auf diesem Gebiet beeindruckende Fortschritte erzielt. Mussten früher komplexe Geometrien vereinfacht werden, um sie in Echtzeit darstellen zu können, sind jetzt auch detaillierte Modelle wie der Innenraum der Rotunde direkt berechenbar. Ähnlich verhält es sich mit dem globalen Beleuchtungssystem, das Licht, Schatten und Reflexionen dynamisch und in Echtzeit berechnet, während man sich durch die virtuelle Umgebung bewegt.

Für einen möglichst barrierefreien Einsatz und die breite Zugänglichkeit dieser Echtzeitsimulation fehlt noch ein entscheidender Schritt. Üblicherweise sind 3D-basierte Anwendungen rechenintensiv und verlangen leistungsstarke Endgeräte. Mit der Videostreaming-Technologie jedoch werden die Berechnungen der virtuellen Echtzeitumgebung nicht lokal durchgeführt, sondern in Serverzentren ausgelagert, lediglich der Videostream wird an den Browser der Anwender:innen übertragen. Die virtuelle Rotunde ist dadurch ohne Softwareinstallation, Spiele-PC oder VR-Brille zugänglich, ein Internetzugang und Webbrowser sind die einzigen Voraussetzungen.

Ein anschauliches Beispiel für den Rekonstruktionsprozess bietet der zentrale Brunnen, der 1873 im Innenraum der Rotunde aufgestellt wurde. Er ist das einzige bis heute erhaltene große Originalartefakt aus der Rotunde. Der Brunnen war ein Gemeinschaftswerk des Bildhauers Jean-Baptiste Jules Klagmann, der die Modelle entwarf, und des Gießereibesitzers Antoine Durenne, der den Guss in seiner Fabrik in Sommevoire herstellte. Den aus mehreren Schalen bestehenden Brunnen prägen reiche Ornamentik und zahlreiche allegorische wie mythologische Figuren. Er gilt als Musterbeispiel eines monumentalen Kunstwerks im Stil des Historismus.

Schnell zog der Brunnen die Aufmerksamkeit der Besucher:innen und der internationalen Presse auf sich. Er wurde

für seine elegante Komposition, die feine Ausarbeitung der Details und die technische Perfektion der Gussarbeiten gelobt. Während die Stadt Wien nach der Ausstellung ein Kaufangebot ablehnte, konnte die Stadt Graz das Kunstwerk mit Unterstützung einer städtischen Bürgerinitiative erwerben. 1874 fand er als Franz-Joseph-Brunnen im Grazer Stadtpark Aufstellung, wo er bis heute ein repräsentatives Zentrum des Stadtparks ist. Der Brunnen wurde im Jahr 2025 umfassend renoviert und präsentiert sich jetzt wieder mit seiner ursprünglichen terracottafarbenen Oberfläche.

Für die digitale Rekonstruktion wurde der Brunnen zunächst an seinem Standort im Grazer Stadtpark photographisch erfasst. Hunderte Fotografien aus unterschiedlichen Blickwinkeln wurden in einer Software zu einer dreidimensionalen Punktwolke zusammengeführt. Aus dieser Punktwolke entstanden anschließend Flächenelemente, deren Oberflächen sich direkt aus den originalen Texturen der Aufnahmen ableiteten.

Nach der Bereinigung und Optimierung der Geometrie konnte das Modell in die Echtzeitumgebung übertragen werden. Für eine möglichst realitätsnahe Darstellung wurden die Materialien verfeinert und das Wasserspiel mithilfe der integrierten Physiksimulation der Game Engine animiert.

So lässt sich der Brunnen, erstmals seit seiner Aufstellung im Jahr 1874, wieder in seinem ursprünglichen räumlichen Kontext erleben – wenngleich in einer virtuellen Rekonstruktion: Im Zentrum der Rotunde stehend, vermittelt er darin jene Raumwirkung und Lichtstimmung, die Besucher:innen der Weltausstellung unter der gewaltigen Kuppel einst wahrgenommen haben müssen.

Die Rotunde wird damit nicht nur rekonstruiert, sondern als interaktiver Raum auch neu interpretiert. Besucher:innen können sich frei bewegen. Die Umgebung ist dynamisch – ein digitaler Zwilling, der historische Architektur mit zeitgenössischer Technologie verbindet.



DI Hubert Schnedl hat Maschinenbau sowie Museums- und Ausstellungsdesign studiert und engagiert sich seit vielen Jahren für die Erhaltung von Industriedenkmalen. Methoden zur Digitalisierung, 3D-Rekonstruktionen von Denkmalen und die Entwicklung von virtuellen Ausstellungen sind dabei ein wichtiger Bestandteil seiner Arbeit.

Der digitalisierte Stadtparkbrunnen als Basis für die virtuelle Rotunde, visualisiert in der 3D-Software Blender
© Hubert Schnedl

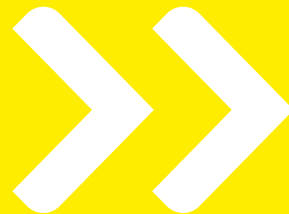
Der restaurierte Stadtparkbrunnen
im Herbst 2025 in Graz
© Hubert Schnedl



 **Raiffeisen Bank**
International

Make it happen

Make
your business
banking
happen



Wir sind die Relationship-Bank für Spitzenunternehmen in Europa
und eine führende Kommerzbank in Österreich.

Vertrauen Sie auf unsere einzigartige Expertise.

rbinternational.com

Mit Herz, Hirn und Hand!



Traditionelles Hufbeschlagen.
Vertrauen zwischen Mensch und Tier
© Johannes Hofer

Der Hufschmied – mehr als ein Beruf

Heidrun Bichler-Ripfl, Maria Walcher

Ihre Kraft ist legendär, ihre Sensibilität und das Einfühlungsvermögen in Physis und Psyche von Pferden unabdingbare Voraussetzung. Seit Jahrhunderten spielen Hufschmiede mit ihrer außergewöhnlichen Beobachtungsgabe und Erfahrung eine essenzielle Rolle in der Beziehung von Mensch und Pferd. Drei Meister ihres Faches geben Einblick in diesen Beruf.

Das Hufeisen gilt heutzutage vor allem als Glückssymbol, es gehört geradezu inflationär zu allen Neujahrsritualen. Was aber wissen wir über seine Herstellung und Verwendung im 21. Jahrhundert? Wo, von wem und für welche Pferde werden Hufeisen produziert? Haben Sie schon einmal beim Beschlagen eines Pferdes zugesehen? Der Beruf des Hufschmieds hat zwar seine einstige Präsenz im öffentlichen Leben längst verloren, aber nichts von der Notwendigkeit in Pflege und Haltung von Pferden eingebüßt.

„Für ein Handwerk gibt’s drei Hs. Das Erste sind die Hände, das Zweite ist das Hirn und das Dritte ist das Herz. Und wenn eins fehlt, kannst du es vergessen. Wenn eine von den drei Sachen fehlt, ist es vorbei.“

Robert Zöchling, Präsident des Österreichischen Hufschmiedeverbandes

Intuition und Maßarbeit

Von außen betrachtet wirkt es nahezu simpel: Huf hoch, Eisen dran, fertig. In der Praxis beginnt die Arbeit aber lange vor dem Hufeisen. Das heißt, Hufschmiede und Hufschmiedinnen müssen Form, Balance und Belastung einschätzen können, Fehlstellungen erkennen und sauber korrigieren – und dabei immer die Bewegung mitdenken. Es ist Arbeit am lebenden Tier – konzentriert, körperlich fordernd und voller Verantwortung. „Ohne Liebe zum Pferd gibt’s keinen Pferdeberuf. Das ist die Wahrheit, weil wenn ich keine Liebe zu dem Pferd hab, dann hab ich keinen Umgang mit ihm, und das Pferd muss ja mit mir kommunizieren. Wir müssen gemeinsam arbeiten beim Beschlagen oder beim Ausschneiden, sonst funktioniert’s nicht.“ Harald Neukam, Hufschmied der Lipizzaner, blickt auf eine jahrzehntelange Geschichte mit den weltberühmten weißen Pferden zurück. „Als ich neun Jahre alt war, lernte ich die Trompete und durfte mit meinem Trompetenlehrer immer zur Musikstunde mitfahren. Dieser Trompetenlehrer war auch gleichzeitig in Piber Hufschmied. Und wenn ich in das Auto eingestiegen bin, dieser Geruch von Huf, von Hufeisen, von Werkzeug hat mich so fasziniert, dass ich beschlossen habe, ich werde Hufschmied.“ Harald Neukam trat schließlich in die Fußstapfen seines Lehrers, er folgte ihm als Hufschmied im Lipizzanergestüt Piber in der Steiermark. Als ehemaliger Obergestütsmeister ist er heute Hufschmied der Spanischen Hofreitschule und auch für die Wiener Hofreitschule verantwortlich.

Nicht alle Pferde werden beschlagen, was einen Laien überraschen mag. Es gebe, so Harald Neukam, drei Gründe dafür: „wenn das Pferd eine Fehlstellung aufweist, wenn sich der Huf schneller abnützt, als er nachwächst, oder wenn Rutschgefahr besteht“. Und er ergänzt, dass das „Schuhwerk“ selbst bei den unter gleichen Bedingungen gezüchteten,

Magische Helfer: Wotan und Eligius

In den „Merseburger Zaubersprüchen“ aus dem 9./10. Jahrhundert findet sich u. a. eine Beschwörung in althochdeutscher Sprache zur Heilung eines verletzten Pferdefußes durch den germanischen Gott Wotan:

*Phôl ende Wuodan fuorun zi holza.
dû wart demo balderes folon sîn fuoz birenkit.
thû biguol en Sinthgunt, Sunna era swister;
thû biguol en Frîja, Volla era swister;
thû biguol en Wuodan, sô he wola konda:
sôse bēnrenki, sôse bluotrenki, sôse lidirenki:
bēn zi bēna, bluot zi bluoda,
lid zi geliden, sôse gelimida sîn!*

Phol und Wotan ritten in den Wald.
Da wurde dem Fohlen Balders sein Fuß verrenkt.
Da beschwor ihn Sinthgunt, Sunnas Schwester.
Da beschwor ihn Frija, Vollas Schwester.
Da beschwor ihn Wodan, so gut er es konnte:
Wie Beinverrenkung so Blutverrenkung,
so Gliederverrenkung:
Bein zu Bein, Blut zu Blut,
Glied zu Gliedern, wie geleimt sollen sie sein!

Auch dem christlichen Schutzpatron der Hufschmiede und Pferde, der Tierärzte und Fuhrlaute werden überirdische Kräfte zugeschrieben. Der heilige Eligius von Noyon (um 588–660) wird meist mit Hammer, Amboss oder einem Pferdefuß dargestellt. Die Legende erzählt, dass es ihm gelang, einen Pferdefuß zum Beschlagen zu amputieren und anschließend wieder anzufügen.



Präzision in der Werkstatt © Bundesdenkmalamt,
Foto: Bettina Neubauer-Pregl

Vom Hufschutz zum Hufeisen – historische Entwicklung im Umgang mit Hufabrieb

- Antike: Hufschutz mit Hipposandalen aus Bast bzw. Leder
- 1. Jh. v. Chr.: Erstmals aufgenagelte Hufeisen nachweisbar (oft den Kelten zugeschrieben) – Grundform bis heute ähnlich
- 6.–9. Jh.: Erste schriftliche Beschreibungen zum Hufbeschlag im byzantinischen Raum
- 16.–17. Jh.: Der im militärischen Kontext etablierte „Kurschmied“ gilt als Vorläufer moderner tierärztlicher Praxis. Er betreute die Pferde sowohl im Hinblick auf den Hufbeschlag als auch auf ihre Gesundheit.
- 18.–19. Jh.: Tierarzneischulen und Hufbeschlag-schulen professionalisierten das Wissen der Hufschmiede – in Österreich etablierte sich ab Mitte des 19. Jahrhunderts Stadl-Paura als Zentrum für die Ausbildung.
- Nach 1945: Das Pferd als Arbeits- und Fortbewegungsmittel wurde durch Motorisierung verdrängt – das Handwerk schrumpfte, Spezialisierung nahm zu.
- Seit ca. 1970/80: Neuerlicher Aufschwung durch Sport-, Freizeit- und Therapiepferde – immer mehr individuelle oder auch orthopädische Lösungen
- Aktuelle Situation: Mobile Werkstätten, enge Zusammenarbeit mit Tierärzten und -ärztinnen, moderne Materialien
- 2024: Anerkennung von „Wissen und Praktiken der Hufschmied:innen“ als Immaterielles Kulturerbe in Österreich



ausgebildeten und in der Dressur geführten Lipizzanern ganz unterschiedlich ausfällt: „In Wien sind derzeit 120 Pferde. Davon haben 45 Pferde vier Eisen, 35 gehen mit zwei Eisen an den Vorderbeinen, und der Rest geht ‚barfuß‘“

Die Entscheidung, was das Pferd braucht und welches Material verwendet wird, wird meist in Abstimmung mit dem Tierarzt, der Tierärztin getroffen. Es ist mitunter orthopädische Maßarbeit vom Feinsten. Markus Spreitzhofer, selbstständiger Hufschmied aus Rettenegg, zählt mögliche Varianten auf: „Ich habe Alu-Eisen, ich habe normale Eisen, ich kann Stege einschweißen, ich kann Platten machen, ich kann Keilplatten machen, ich kann weiche Polster, ich kann harte Polster verwenden. Ich kann Kunststoffbeschläge kleben ...“. Ganz gleich, welche Werkstoffe verwendet werden: Alle sechs bis acht Wochen gehört der Hufbeschlag erneuert – eine Arbeit sichernde Routine für den Hufschmied.

Mit 500 Kilo arbeiten – jeden Tag

Man erkannte sie jahrhundertlang am Klang der Schmiedehämmer, am Geruch von Feuer und verbranntem Horn, an ihrem Arbeitsgewand. Nahezu in jedem Dorf und jeder Stadt fanden sich die Werkstätten von Huf- und Wagenschmieden, wie sie damals hießen. Es waren durchwegs muskulöse Männer, der Meister mit Lehrlingen und Gesellen, die im ledernen Schurz – von der Hüfte abwärts um beide Beine gewickelt – ihr Handwerk ausübten.

Nach dem Zweiten Weltkrieg veränderte sich die Arbeitssituation für das Hufschmiedgewerbe dramatisch. Ersetzt durch Kraftfahrzeuge, verloren die Pferde ihre Bedeutung als Arbeits- und Transportmittel nahezu vollständig, einzig im Sport-, Freizeit- und mittlerweile auch Therapiebereich konnte der Beruf weiter ausgeführt werden. Während er in den 1970er-Jahren beinahe verschwand, steigt die Zahl der Hufschmiede und Hufschmiedinnen in Österreich seit Jahrzehnten wieder an. Heute sind es rund 660, die zumeist selbstständig für geschätzt 150.000 Pferde arbeiten. Schurz und Schmiedewerkzeuge gehören nach wie vor zu ihrer Grundausstattung, doch die Kundschaft kommt nicht mehr wie seinerzeit in die Werkstatt. Hufschmiede und Hufschmiedinnen sind heutzutage viel unterwegs, sie betreuen ihre Schutzbefohlenen mit einer mobilen, für alle Gelegenheiten ausgestatteten Werkstätte.

Unverändert geblieben ist auch die hohe körperliche Belastung, schließlich wiegen Pferde durchschnittlich 500 Kilogramm. In gebückter Haltung, mit schwerem Werkzeug und einem Pferd, das jederzeit unvorhersehbar reagieren kann, ist nicht nur der Rücken gefährdet. „Das ist unvermeidbar, man weiß, man zerstört den Körper.“ Auf die Frage, warum er und seine Kolleginnen wie Kollegen diese Risiken in Kauf nehmen, antwortet Markus Spreitzhofer, selbst ein Hüne, verschmitzt: „Von uns ist keiner normal. Wir sind alle Grenzgänger, weil sonst machst du das nicht. Sonst hast du nicht jeden Tag einen Kampf mit 500 Kilo. Und es ist jeden Tag ein Kampf, und es sind jeden Tag 500 Kilo.“

Mittlerweile sind es nicht mehr ausschließlich Männer, die diese Herausforderungen annehmen. So macht beispielsweise eine junge Frau seit einem Jahr in der Spanischen Hofreitschule die Lehre bei Harald Nekam: „Ja, die kommt aus der Ukraine. Sie war auf Urlaub, als der Krieg ausbrach, und ist in Wien verblieben, ist schon 30 Jahre alt. Sie hat vorher Biologie studiert, aber ihre Liebe zu den Pferden ist größer als alles andere und sie möchte Hufschmied werden. Es ist ein schwerer Beruf, aber sie hat die Statur dazu. Sie macht sehr viel für Muskelaufbau, für ihre Gesundheit und sie ist wirklich toll.“

Eine Gemeinschaft von Individualisten

Im Zuge allgemeiner Liberalisierungstendenzen wurde das Gewerbe „Huf- und Klauenbeschlag“ 2017 als freies Gewerbe eingestuft. Damit wurde ein niederschwelliger Zugang zu diesem Beruf ohne verpflichtenden Qualifikationsnachweis ermöglicht – eine Entwicklung, die für Tier und Mensch schwerwiegende Folgen haben kann. Schließlich wird hier nicht an einem Objekt gearbeitet, sondern am leibhaftigen Pferd. Für Markus Spreitzhofer ist es vor allem eine Frage des Tierwohls und der handwerklichen Qualität: „Ich würde mir ganz einfach wünschen, dass wirklich nur die Personen zum lebendigen Pferd gehen dürfen, die eine Ausbildung, sprich: Lehre absolviert oder die Hufschmiedepflichtung abgelegt haben.“

Auch wenn Hufschmiede und Hufschmiedinnen hauptsächlich als Ein-Personen-Unternehmen auftreten, ist ihnen der fachliche und menschliche Austausch unter Kolleginnen und Kollegen wichtig. Sie sind verbunden durch die tiefe Beziehung mit ihrem Handwerk und den Pferden. Robert Zöchling, der Präsident des Österreichischen Hufschmiedeverbandes, findet dafür die richtigen Worte: „Wir haben keinen Job. Bei uns ist es ein Beruf. Und Beruf kommt von Berufung.“ Und er ergänzt in Hinblick auf die Kommunikation miteinander: „Das Wichtigste ist der Austausch unter Kollegen.“ Das Gespräch sucht er nicht nur auf nationaler Ebene, Hufschmieden ist längst europäisch gedacht. Im engen Austausch mit Partnern und Dachorganisationen vor allem der Nachbarländer sind mittlerweile Kooperationen und Netzwerke entstanden. Gemeinsame Treffen und Wettbewerbe werden veranstaltet und europäische Qualitätsstandards entwickelt. Das alles dient der Sichtbarmachung und Stärkung der Wahrnehmung eines traditionellen Handwerks, das im 21. Jahrhundert einen sicheren Platz eingenommen hat.



Vertrauen und Leidenschaft für das Handwerk
© Bundesdenkmalamt,
Foto: Bettina Neubauer-Pregl



Die mobile Werkstatt des Hufschmieds
© Bundesdenkmalamt,
Foto: Bettina Neubauer-Pregl

Die mobile Werkstatt

Ofen, Amboss, Bohr- und Schleifmaschine, Bandsäge, Schweißgerät, Gewindeautomat, Werkbank, Schraubstock, Hebel- und Schlagschere, Hufbock, Aufhalmriemen, Feuerlöscher sowie zahlreiche Hufeisen und Nägel in unterschiedlichen Materialien und Größen.



Handwerk in Aktion mit Funken und Rauch
© Bundesdenkmalamt,
Foto: Bettina Neubauer-Pregl

DIⁱⁿ Heidrun Bichler-Ripfel ist Leiterin des Instituts für angewandte Gewerbeforschung (IAGF). Die Zukunftsfähigkeit und Weiterentwicklung von Gewerbe und Handwerk sind Arbeitsschwerpunkte.

Prof.ⁱⁿ Mag.^a Maria Walcher ist Kulturvermittlerin und Expertin für Immaterielles Kulturerbe. Die Betonung des Stellenwerts und die Weitergabe von Erfahrungswissen an die nächsten Generationen sind wesentliche Anliegen.

Miracolo della Magnificenza: Ein Wunder an Herrlichkeit

Barbara Kaiser, Valentin Delic, Petra Moldaschl

In den Sammlungen von Schloss Eggenberg in Graz haben sich besonders kostbare und rare Beispiele textiler Festdekorationen des 17. Jahrhunderts erhalten: die Wappendecken des Fürsten Johann Anton von Eggenberg. Sechs Wappendecken mit goldener Reliefstickerei aus einer Serie von ursprünglich 60 Stück zeugen bis heute vom Glanz barocker Prachtentfaltung in Rom der Barbarini.

Anlässlich der Thronbesteigung Kaiser Ferdinands III. erhielt Johann Anton von Eggenberg (1610–1649) den Auftrag, die rituelle Obedienz-Gesandtschaft am päpstlichen Hof zu vollführen, bei der jeder neue Kaiser vom Papst bestätigt wurde. Vor dem Hintergrund vielfältiger Konflikte war das 1638 eine besonders heikle diplomatische Aufgabe, die zudem mit größtem Repräsentationsaufwand verbunden war. In der wohl prachtliebendsten Stadt Europas musste Fürst Johann Anton auch eine Propagandaschlacht gewinnen. Mit zwei spektakulären Einritten – beim Einzug in die Stadt sowie auf dem Weg von seinem Quartier zum Vatikan – setzte der Fürst mit glänzendem Gefolge und kostbarster Ausstattung auf maximalen Effekt.

Für beide Kavalkaden waren schon Monate vor seiner Ankunft in römischen Werkstätten zwei unterschiedliche Ausstattungen in Auftrag gegeben worden. Sie umfassten die Livreen für seine über 200 Mann starke Begleitung, die Dekorationen für sein römisches Quartier sowie eine kostbare Serie von fünf Dutzend unterschiedlicher Wappendecken. Diese kamen beim triumphalen Einzug des Botschafters in die Stadt zum Einsatz, wo sie auf den Rücken von 60 Maultieren das Eggenbergische Wappen präsentieren sollten. In fünf aufeinanderfolgenden Wellen steigerte sich die Pracht der kostbaren Handdecken, die alle in jesuitischen Werkstätten in Rom gefertigt worden waren. So existierten Wappendecken mit goldenen Reliefstickereien auf rotgründigem Drap d’Or und goldenen Reliefstickereien auf gelbgründigem Drap d’Or. Zumindest sechs Exemplare davon haben sich in Schloss Eggenberg erhalten.

Für seinen römischen Aufenthalt hatte Johann Anton den Palazzo Ceri (später Poli) angemietet und innen wie außen

prachtvoll dekorieren lassen. Er stand der römischen Öffentlichkeit für zwei Tage und Nächte offen. Am 16. November 1638 zog der Botschafter von diesem Quartier in einem zweiten Triumphzug und in neuer schwarz-goldener Ausstattung zur offiziellen Audienz in den Vatikan. Als glanzvoller Höhepunkt kam dabei ein von Giuseppe Focchini prächtig gefertigter vergoldeter Zeremonialwagen zum Einsatz, der selbst das verwöhnte römische Publikum als „miracolo della magnificenza“ („Wunder an Pracht“) in Staunen versetzte. Er ist als kostbares Unikat in den Sammlungen von Schloss Český Krumlov/Krumau erhalten geblieben.

Die gesamte Ausstattung dieser diplomatischen Mission gelangte nach der Rückkehr des Fürsten in dessen Grazer Schloss Eggenberg und war dort einige Jahre lang für ein exklusives Publikum auch zu besichtigen. 1665 teilten die beiden Söhne Johann Antons das Erbe auf, weshalb sich ein Teil dieser kostbaren Objekte heute in tschechischen, ein anderer in steirischen Sammlungen befindet.

Ein frühes fotografisches Dokument belegt die Präsentation einiger Wappendecken als Portièren vor den Türen des Planetensaales von Schloss Eggenberg gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Danach wurden sie an den Wänden unterschiedlicher Prunkräume gezeigt, eine dringend erforderliche Restaurierung war jedoch erst im Zuge der Vorbereitung einer großen Ausstellung möglich. Bei der Jubiläumsschau zum 400-jährigen Bestehen von Schloss Eggenberg, „Ambition & Illusion – Schloss Eggenberg: Inszenierung der Welt“, 2025 konnten die noch verbliebenen Elemente dieser römischen Mission – Wappendecken, Livreen und Zeremonialwagen – nach 350 Jahren erstmals wieder vereint der Öffentlichkeit präsentiert werden.



Wappendecke nach der Reinigung und Konservierung © Schloss Eggenberg



Entfernen der oberflächlich anhaftenden
Staubauflagen von der Goldreliefstickerei
© Textilrestaurierung Neugebauer GmbH

Die historische Aufnahme des Planetensaa-
ls von Schloss Eggenberg um 1900 zeigt:
Die Wappendecken wurden vor den Türen als
„Portièren“ verwendet. © Schloss Eggenberg



Über die Restaurierung der Wappendecke

Die rote Wappendecke (EG 783) aus Schloss Eggenberg zeigt das Wappen des Fürsten von Eggenberg mit Herzschild (Stammwappen). Es wird von einer aufwendig ausgeführten Reliefstickerei aus Gold- und Silberfäden in Spreng- und Legetechnik umrahmt. Über dem zentralen Wappen befindet sich die plastisch erhabene gestickte fürstliche Krone (Fürstenhut). Eine prunkvolle Bordüre mit Blütenmotiven sowie Blatt- und Rankwerk fasst die Komposition ein. Sie ist vollständig in Gold gehalten, ebenso wie das mit Früchten in Füllhörnern, Festons und einem Maskaron geschmückte Mittelwappen.

Vor Beginn der Restaurierungsarbeiten war die Wappendecke durch oberflächlich anhaftenden Staub belastet; in vielen Vertiefungen der Stickerei hatten sich zudem leere Mottenhüllen angesammelt. Darüber hinaus zeigten sich Schäden an den Metallfäden des Grundstoffes (Drap d'Or): Teilweise waren sie flottierend, abgerissen oder fehlten vollständig. Auch einzelne Metallfäden der Goldstickerei hatten sich gelöst oder waren durch Abrieb verloren gegangen.

Der originale Grundstoff ist innerhalb der Bordüre auf der linken und rechten Seite erhalten. Im mittleren Bereich wurde der ursprüngliche Drap d'Or im Zuge einer früheren Bearbeitung durch ein farblich abgestimmtes Ripsgewebe aus Baumwolle ersetzt. Dabei wurde das Wappen in entgegengesetzter Richtung appliziert. Durch den Tausch der linken und rechten Bordüreenseite – beide mit originalem Drap d'Or als Grundstoff – ließen sich die Motive wieder in ihre ursprüngliche Ausrichtung bringen. Um einen stimmigen Gesamteindruck der Wappendecke zu gewährleisten, wurden fehlende Goldreliefstickerei-Motive behutsam ergänzt.

Die Konservierung der Wappendecke aus Schloss Eggenberg nahm die Textilrestaurierung Neugebauer GmbH auf dem Gelände von Schloss Schönbrunn vor. Die textilen Oberflächen und Stickereien wurden zunächst einer trockenen Reinigung unterzogen, lose Staubauflagen mit weichen Pinseln und regulierbarer Saugkraft entfernt. Die anschließende Feinreinigung erfolgte durch vorsichtiges Abtupfen der empfindlichen Oberflächen mit PU-Schwämmchen. Sämtliche verwendeten Restauriermaterialien wurden farblich an den Bestand angepasst.

Die Mehrzahl der losen Goldgespinste ließ sich nähtechnisch sichern. In einzelnen Fällen bedurfte es einer klebertechnischen Stabilisierung, insbesondere bei sehr kurzen Fragmenten oder dort, wo der hohe Reliefaufbau ein Durchstechen mit der Nadel nicht zuließ.

Zur Entlastung des Objekts von seinem Eigengewicht wurde ein neues Futtergewebe eingearbeitet und durch regelmäßig gesetzte Stützstiche mit dem Grundstoff verbunden. Für die Präsentation auf einer schrägen Ausstellungsplatte erhielt die Wappendecke zudem ein Klettbandsystem, das eine sichere und zugleich reversible Befestigung ermöglicht.

Dr.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ h. c. Barbara Kaiser ist seit ihrer Pensionierung ehrenamtliche wissenschaftliche Mitarbeiterin in Schloss Eggenberg.

Dipl.-Restaurator Univ. Valentin Delic ist Leiter des Restaurierungsteams in Schloss Eggenberg.

Petra Moldaschl ist Geschäftsführerin der Textilrestaurierung Neugebauer GmbH.



Tradition & Moderne – vom Palais zum Carré

Im Herzen Wiens hat die Christian Knobloch Vermögensverwaltung das Barockpalais Batthyány in traditioneller Eleganz wiedererstrahlen lassen. Als zeitgemäße Entsprechung wurde in Wien Döbling, im aufstrebenden Quartier Muthgasse, die neue Zentrale der CKV GRUPPE errichtet.

Großzügig und zeitlos modern gibt das Carré Muthgasse dem dynamischen Unternehmenswachstum neuen Raum. So bilden das sensible Bewahren und der mutige Aufbruch in die nächste Generation ein stimmiges Ganzes.



Christian Knobloch
Vermögensverwaltung GmbH
Muthgasse 105
1190 Wien
Tel.: +43 1 522 12 00 0
www.ckv-gruppe.at

Ortsgeschichten

VOM SALZPRODUKTIONS- STANDORT ZUR KULTURINSEL

Brigitte Winkler, Benjamin Mühlbacher

1989 wurde die Saline auf der Pernerinsel in Hallein stillgelegt – und mit ihr eine Industrieanlage, die die Region maßgeblich geprägt hat. Salz, das „weiße Gold“, beeinflusste über Jahrhunderte Gesellschaft, Politik und Wirtschaft. Die Pernerinsel steht heute exemplarisch für einen tiefgreifenden Strukturwandel: vom landesfürstlich kontrollierten Monopolbetrieb über den staatlich modernisierten Industriestandort des 19. Jahrhunderts bis hin zur kulturellen Nachnutzung eines Industriedenkmals.



Saline auf der Pernerinsel,
1927 © Fotoarchiv der
Familie Moosleitner

„Der 31. Juli 1989: ein schwarzer Tag für Hallein! Saline Hallein, acht Uhr morgens. Beim Betreten der noch in Betrieb befindlichen Anlagen heulen die Betriebssirenen im Dauerton. Die anwesenden Hüttenarbeiter tragen dunkle Kleidung mit schwarzer Krawatte und schwarzer Trauerarmbinde, um das Ende ihres Betriebes zu betrauern. Ihre Mienen sind ernst, die Blicke starr. Kurz vor acht Uhr fährt der Dienstwagen des Generaldirektors aus Bad Ischl bis zum Verdampferturm vor. Der Chauffeur öffnet die Wagentür, und der Salinenboss eilt hastigen Schrittes in die Schaltzentrale des Kompressorhauses, um die Stilllegung persönlich zu überwachen.“ So dokumentierte der letzte Markscheider im Salzbergbau am Dürrnberg, Johann Schatteiner, jenen Tag, der das endgültige Ende der Salzproduktion in Hallein und am Dürrnberg markierte – einer Produktion, die immerhin um 550 v. Chr. ihren Anfang genommen hatte.

Ab dem 6. Jahrhundert v. Chr. trotzten eisenzeitliche Bergleute dem Berg das Salz ab, als überaus begehrtes Handelsprodukt und für den eigenen Bedarf. Davon geben zahlreiche Grab- und Siedlungsfunde am Dürrnberg Zeugnis, die im Keltenmuseum Hallein zu bewundern sind.

Mit dem Beginn der Römerzeit kam der prähistorische Salzabbau auf dem Dürrnberg zum Erliegen, um erst im Hochmittelalter, 1198, erneut aufgenommen zu werden. Eine Urkunde aus demselben Jahr bezeichnet die heutige Stadt Hallein noch als „Muelpach“.

Die Erzbischöfe von Salzburg waren die treibenden Kräfte dieser Unternehmung. Besonders hervorzuheben sind Eberhard II. und Adalbert III. Erstgenanntem ist es zu verdanken, dass die Zisterzienser die neue Technik des Laugverfahrens einbrachten, um die Erträge zu vergrößern. Die erstarkende Salzproduktion brachte Zuzug und wirtschaftliche Prosperität.

In der Blütezeit im 16. und 17. Jahrhundert wurden etwa zwei Drittel der Kammeraleinkünfte des Fürsterzbistums Salzburg aus dem Salzhandel lukriert. Diese Erfolgsgeschichte bremsen jedoch mehrere historische Entwicklungen: Politische Spannungen, konkurrierende Salzreviere und handelspolitische Maßnahmen führten wiederholt zu Einschränkungen des Exports. Der Rückgang des böhmischen Absatzmarkts etwa wirkte sich unmittelbar auf Produktion und Einnahmen der Saline aus.

Mit dem Einmarsch französischer Truppen im Jahr 1800 wurde das Ende des Fürsterzbistums Salzburg eingeläutet. Fürsterzbischof Hieronymus Graf Colloredo verließ das Land; das Erzstift wurde säkularisiert und verlor seine politische Eigenständigkeit. Die nachfolgenden Souveränitätswechsel schwächten die Wirtschaft – der Salzhandel blieb von dieser Instabilität nicht unberührt.

Das **Keltenmuseum Hallein** ist eines der größten Museen für keltische Kunst und Kultur in Europa. Die Sammlung umfasst bedeutende Funde der Hallstatt- und Latènezeit und ermöglicht einzigartige Einblicke in das Leben vor über 2.000 Jahren. Darüber hinaus wird auch die facettenreiche Salz- und Stadtgeschichte präsentiert. Eindrucksvoll sind unter anderem die „Fürstenzimmer“ aus dem 18. Jahrhundert mit Gemälden zum historischen Salzwesen.



keltenmuseum.at

Der Erfinder Alois Fröhlich
© Fotoarchiv der
Familie Moosleitner



Die alten Aufnahmen rund um die Pernerinsel stammen aus dem Nachlass des fast vergessenen Halleiner Erfinders **Alois Fröhlich** (1897–1979). Er war nicht nur Salinenmitarbeiter, sondern auch Erfinder der ersten durchlaufenden Skistahlkanten und Konstrukteur von Filmprojektoren. Der erste Kinematograph in Hallein stammt ebenso von ihm wie eine voll funktionstüchtige Panoramakamera.

Im Jahr 1816 wurden die Salzburger Grenzen neu gezogen: Ein Teil der Besitztümer fiel an Bayern, Restsalzburg wurde der Habsburgermonarchie einverleibt. Die Habsburger, die selbst auf eine bedeutende Salzproduktion zurückgreifen konnten, waren an Hallein wenig interessiert, die veraltete Saline darbtete vor sich hin. Die Zustände in der Salinenstadt beschrieb der Zeitzeuge Friedrich Franz Josef Graf von Spaur 1798 eindrücklich: „Auf den blassen Gesichtern der Einwohner [...] ist Armut und Kummer gezeichnet, und kaum kann man sich durch die Menge der bettelnden Weiber und Kinder durchdrängen [...]“

Erst das Jahr 1854 brachte Hallein einen Innovationsschub. Eine neue, moderne Sudhausanlage auf der Pernerinsel wurde errichtet. Nach acht Jahren konnte die Anlage mit vier rechteckigen Sudpfannen von jeweils zehn mal 20 Metern in Betrieb genommen werden. Der Weg ins Industriezeitalter war gebnet.

Statt wie bisher das Salz auf der Salzach zu transportieren, legte man ein Industriegleis auf die Pernerinsel, um die Anlage an die Eisenbahn anzubinden. Die Sudpfannen befeuerte man nicht mehr länger mit Holz, sondern mit Braunkohle. Die Holzfässer für den Transport hatten ausgedient, stattdessen kamen Jutesäcke in Verwendung.

In den folgenden Jahren siedelten sich neue Industrieunternehmen an, um das Salz weiterzuverarbeiten, zum Beispiel Solvay und Halvic, ebenso die Kellner-Partington Paper Pulp Company, im Volksmund „Zellulose“ genannt. Die beiden Weltkriege beeinträchtigten die Produktion, doch Salz wurde weiterhin unermüdlich abgebaut und verarbeitet.

Ein neuerlicher Innovationsschub kennzeichnete das Jahr 1955: Eine hochmoderne Thermokompressionsanlage wurde installiert, drei der vier Sudpfannen wurden demontiert. Die



Lager für Holzfässer in
der Saline, undatiert
© Fotoarchiv der
Familie Moosleitner

Produktion konnte bis 1971 auf 71.000 Tonnen pro Jahr gesteigert werden. Da nicht der gesamte Ertrag als Industriesalz verwendet wurde, bilanzierte man durch den Verkauf von Konsumsalm sogar gewinnbringend.

Doch die Strategie der Salinen AG war eine andere: Man konzentrierte die Konsumsalmproduktion auf Altaussee und Ebensee. In Hallein blieb daher nur die gedeckelte Industriesalmproduktion. So kam es am 31. Juli 1989, wie es kommen musste: Der Salzhahn wurde endgültig zugedreht. Ein Ende, das man auf dem Dürrnberg und in Hallein mit den Worten „Glück aus!“ erschüttert zur Kenntnis nahm.

Heute fungiert das Salzbergwerk am Dürrnberg als Schaubergwerk und zieht Menschen aus nah und fern an. Die Sudhausanlage auf der Pernerinsel wird als Kultur-, Theater- und Veranstaltungsstätte der Stadtgemeinde Hallein genutzt. Seit 1992 ist sie auch eine Spielstätte der Salzburger Festspiele. Die letzte noch vorhandene Sudpfanne – ein europaweit einzigartiges Industriedenkmal – wartet darauf, aus dem Dornröschenschlaf wachgeküsst und für Besucher:innen zugänglich gemacht zu werden.

Die Kulturinitiative **Halleiner G'schichten** – gegründet vor zehn Jahren von Brigitte Winkler und Benjamin Mühlbacher – verbindet wissenschaftlich fundierte Regionalgeschichte mit anschaulicher Vermittlung. Führungen, Vorträge und Theater lassen auf einzigartige Weise in die Geschichte eintauchen.



halleinergeschichten.com



Saline auf der Pernerinsel,
2026 © Johann Winkler

Brigitte Winkler ist Stadtführerin und Kulturvermittlerin in Hallein.

Mag. Benjamin Mühlbacher ist Historiker und Kulturvermittler am Keltenmuseum Hallein.

Der Name **Pernerinsel** geht auf den Hofkammerrat Christoph Perner von Rettenwörth (†1565) zurück, dem unter Fürsterzbischof Matthäus Lang von Wellenburg das Recht der Brückenmaut in Hallein zukam. Darüber hinaus hatte er die Vision, die Salzach bis über die Salzachöfen hinaus schiffbar zu machen. Leider gingen die Geldmittel aus und Perner musste Konkurs anmelden.

Pavillon im Schlosspark Schönbrunn –
restauriert mit Leinölfarben von allcolor

Farben, die Geschichte bewahren.

Vertrauen Sie auf die hochwertigen Revitalisierungsfarben von allcolor. Entwickelt und hergestellt in Wien-Oberlaa für die nachhaltige Erhaltung historischer Bausubstanz.



Schwerpunktsetzung

Denkmale: Wert für alle

Christiane Beisl

Seit geraumer Zeit stellt das Bundesdenkmal die Aktivitäten eines Jahres unter ein Motto. Aktuell lautet dieses: „Denkmale: Wert für alle.“

Die Schwerpunktsetzung „**Denkmale: Wert für alle.**“ macht sichtbar, welchen gesellschaftlichen, kulturellen, ökologischen und wirtschaftlichen Mehrwert Denkmale haben. Sie richtet sich an eine kulturinteressierte Öffentlichkeit, an Expertinnen und Experten ebenso wie an Eigentümer:innen und präsentiert mit den nachfolgend aufgelisteten Denkmalwerten Denkmalschutz und Denkmalpflege als zeitgemäße, lebendige und zukunftsorientierte Aufgaben, die für die gesamte Gesellschaft relevant und im Alltag vorhanden sind.

- **Alltag & Begegnung:** Denkmale sind lebendige Orte, die genutzt werden und Menschen zusammenbringen.
- **Verantwortung & Identität:** Sie prägen Städte und Landschaften und stärken kulturelle Zugehörigkeit.
- **Digitalisierung & Innovation:** Neue Technologien ermöglichen innovative Zugänge zum kulturellen Erbe und machen es nachhaltig erlebbar.
- **Klimaschutz & Nachhaltigkeit:** Der Erhalt bestehender Bausubstanz schont Ressourcen – Denkmalschutz ist aktiver Klimaschutz.
- **care & repair:** Handwerkliches Wissen sichert Qualität und bewahrt Techniken für kommende Generationen.
- **Wirtschaft & Wertschöpfung:** Denkmale fördern regionale Entwicklung, schaffen Arbeitsplätze und stärken Tourismus und Handwerk.
- **Beteiligung & Initiative:** Denkmalpflege ist eine gemeinschaftliche Aufgabe, die vom Engagement vieler lebt.



© Bundesdenkmalamt, Design: Michael Bauer/ Ketchum GmbH

Hier erhalten Sie alle Informationen
zu Veranstaltungen und Projekten:



bda.gv.at

Die Aktivitäten rund um den Schwerpunkt machen die Vielfalt des kulturellen Erbes ebenso sichtbar wie die Bandbreite der Aufgaben des Bundesdenkmalamtes. „Denkmale: Wert für alle.“ vereint unterschiedliche Perspektiven und verknüpft Denkmalschutz und Denkmalpflege mit gesellschaftlich relevanten Themen.

Mag.^a Christiane Beisl ist Projektkoordinatorin im Präsidium des Bundesdenkmalamtes.

Landeskrlinikum Mauer

Das Landeskrlinikum Mauer – von 1898 bis 1902 als „Kaiser Franz Joseph-Landes-Heil- und Pflegeanstalt Mauer-Öhling“ errichtet – zählt zu den bedeutendsten Bauwerken des Jugendstils in Niederösterreich. Die großzügig angelegte Pavillonanlage, die von secessionistischen Ornamenten, offener Bauweise und der modernen Nutzung von Eisen- und Gussbeton geprägt ist, markierte um 1900 eine Zeitenwende im Umgang mit Menschen mit psychischen Erkrankungen.

Die reich illustrierte Publikation der Buchreihe „Menschen und Denkmale“ stellt das Landeskrlinikum Mauer als Ort der Gesundung im Wandel der Zeit vor. Neben einer umfassenden Präsentation dieses Jugendstiljuwels werden auch bislang unbekannte Bereiche wie das „Pflegedorf“ oder der „Anstaltssprater“ vor den Vorhang geholt. Die bedrückende Zeit des Nationalsozialismus wird ebenfalls beleuchtet.

Im Vorfeld der Niederösterreichischen Landesausstellung 2026 wurden umfangreiche Sanierungs- und Umbauarbeiten am denkmalgeschützten Ensemble durchgeführt. Die Publikation zeigt, dass zeitgemäße Denkmalpflege mit den Anforderungen eines modernen Klinik- und Pflegebetriebs vereinbar ist. So konnte die behutsame Erneuerung des

Lesetipp

Abteilung Kunst und Kultur beim Amt der NÖ Landesregierung Hg.
Landeskrlinikum Mauer.
Ort zur seelischen Gesundung
184 Seiten
ISBN 978-3-99126-409-5



Bestellung unter Angabe der Liefer- und Rechnungsadresse:



noe-denkmalpflege@noel.gv.at



bestellung@bibliothekderprovinz.at

Landeskrlinikums Mauer als Lebens- und Arbeitsraum für Mitarbeitende sowie für Patientinnen und Patienten erfolgreich umgesetzt werden.

KULTURLAND
NIEDERÖSTERREICH

Denkmale:
Wert für alle.

Tag des
Denkmals

Am Tag des Denkmals öffnen sich die Türen historischer Objekte, die sonst nicht oder nur eingeschränkt zugänglich sind. Besucher:innen können Denkmale **in ganz Österreich** bei **freiem Eintritt** entdecken.

Denkmale haben einen gesellschaftlichen, kulturellen, ökologischen und wirtschaftlichen Wert. An diesem Tag werden die Vielfalt und Unterschiedlichkeit des kulturellen Erbes sichtbar, erlebbar und begehbar.

Mehr Informationen:



www.tagdesdenkmals.at

27.9.2026

Denkmal freunde

RETTI

Denkmalfreunde unterwegs

Das „Retti“ – Zukunft im Museum

Barbara Neubauer



Das ehemalige Kerzengeschäft „Retti“ von Hans Hollein gehört zu den ikonischen Werken der jüngeren Architekturgeschichte. International viel beachtet und gewürdigt, steht es heute, 60 Jahre nach seiner Entstehung, vor einer ungewissen Zukunft – nicht, weil die Bedeutung nicht erkannt wird, sondern weil es in seiner Gesamtheit vor Ort heute nicht entsprechend gewürdigt werden kann.

form follows function?

Zum Status quo des von Hans Hollein gestalteten ehemaligen Kerzengeschäfts „Retti“ (1964/65) am Wiener Kohlmarkt: Vor und nach seiner aufwendigen Restaurierung in den vergangenen Jahren wurden immer wieder nur kurzfristig Mieter gefunden. Eine quasi feldstudienartige Beobachtung zeigte, dass Kundinnen und Kunden das Geschäft aufgrund seines hermetischen Erscheinungsbildes in der Regel nur dann betreten, wenn die Tür bereits geöffnet ist – für dort Angestellte einer von mehreren inakzeptablen Umständen. Daraus ergibt



sich zwangsläufig ein Konflikt zwischen Gesamtkunstwerk bzw. Designikone und (wirtschaftlicher) Nutzung.

Außer Frage steht die künstlerische Bedeutung des „Retti“. Aber würde diese auch Veränderungen zulassen, um eine zeitgemäße Nutzung zu gewährleisten?

Das „Retti“ lässt sich als radikale Infragestellung des klassischen Diktums „form follows function“ lesen. Die „Funktion“, auf die sich diese Form bezieht, ist nicht mehr die nüchterne praktische Nutzung im Sinne des Verkaufs, sondern eine konzeptuell überhöhte Idee: die Kerze – auch in allen Entwürfen integraler Bestandteil – als Symbol, als Lichtphänomen, als kulturell, ja geradezu spirituell aufgeladener Gegenstand. Die Architektur folgt nicht der Funktion im ökonomischen oder pragmatischen Sinn, sie folgt einem Konzept.

Damit transformiert sich „form follows function“ in „form follows concept“.

Diese Verschiebung hat weitreichende Konsequenzen. Während funktionalistische Architektur im Idealfall eine gewisse Neutralität und Anpassungsfähigkeit bewahrt, produziert konzeptuelle Architektur hochspezifische, nahezu unveränderbare Räume.

form follows concept!

Genau deshalb gerät das Objekt in der Gegenwart in eine prekäre Lage. Die extreme Präzision, die es nicht nur architektonisch, sondern als Gesamtkunstwerk so bedeutend macht, verhindert seine neutrale Weiterverwendbarkeit. Jede neue Nutzung steht im Widerspruch zur ursprünglichen Idee, jede Anpassung wird zur inhaltlichen Verwässerung.

So ist das Objekt gleichsam ein eingefrorener Moment architektonischen Denkens. Es verkörpert die Autonomie der Architektur, des Designs – aber um den Preis der Flexibilität im Gebrauch. Und es führt zugleich die Grenzen einer rein konzeptuellen Architektur vor Augen: ihre Tendenz zur Selbstreferenzialität und ihre Schwierigkeit, sich veränderten Realitäten anzupassen.

Gerade darin liegt aber das Alleinstellungsmerkmal des „Retti“. Die architektonische Aussage der von Hans Hollein zahlreich entworfenen Geschäftsportale und Shops konzentrierte sich meist auf die Fassade als Zeichen im Stadtraum, der Innenraum spielt dort eine untergeordnete oder konventionellere Rolle. Das „Retti“ hingegen ist kein Portal mit angeschlossenem Verkaufsraum, sondern ein vollständig durchgestaltetes Raumkontinuum. Erst im Zusammenwirken von äußerer Gestaltung und innerer Dramaturgie entfaltet sich die architektonische Idee.

Auffällig ist zudem, dass dieses System von Beginn an nicht aus dem städtebaulichen Kontext heraus entwickelt wurde, sondern als ein in sich geschlossenes Ganzes von Realität und Illusion, wie Hollein es nannte. Es existieren keine Pläne, die das Objekt im architektonischen Verband des Kohlmarkts



zeigen würden. Vielmehr wurde das Projekt konsequent als Solitär gedacht und dargestellt – eine Haltung, die sich auch in seiner Rezeption fortsetzt: In Ausstellungen und Publikationen erscheint das „Retti“ nahezu ausschließlich als isoliertes Objekt, losgelöst von seiner Umgebung. Der reale Stadtraum fungiert damit weniger als Entwurfsgrundlage denn als Kontrastfolie, die heute, im relevanten Erdgeschoßbereich, eine völlig andere ist.

Aus dieser doppelten Entkoppelung ergibt sich eine museale Präsentation nicht nur als Möglichkeit, sondern als konsequente Lösung. In einer solchen kann der Zusammenhang von Architektur, Präsentationsobjekt, Idee und Inszenierung rekonstruiert, dadurch vermittelt und vor allem entsprechend gewürdigt werden. Seine Qualität und Bedeutung als autonomes, in sich kohärentes System wird sichtbar gemacht.

In diesem Sinne erscheint die Musealisierung nicht als nachträgliche Umdeutung, sondern als konsequente Fortschreibung des ursprünglichen Konzepts, der präzisen Inszenierung einer Idee, die zur Ikone wurde.

Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Barbara Neubauer ist Mitglied des Vorstandes der Österreichischen Gesellschaft der Denkmalfreunde.

Fotos Kerzengeschäft Retti © Architekturzentrum Wien, Sammlung / Archiv Hans Hollein, Az W und MAK, Wien, Foto: Franz Hubmann/ brandstaetter images/ APA-images

Vorschau

Das nächste Heft erscheint im Dezember 2026.



Bergbau- und Gotikmuseum Leogang
© Bundesdenkmalamt, Foto: Bettina Neubauer-Pregl

Impressum

Denkmal heute, Magazin für Denkmalpflege in Österreich, Ausgabe 1/2026
Herausgeberin: Österreichische Gesellschaft der Denkmalfreunde
ZVR 782038063, ISSN: 2224-1868
Schwarzenbergplatz 4, 1031 Wien
Redaktion: Mag.^a Christiane Beisl, Bundesdenkmalamt, redaktion@bda.gv.at
Christa M. Pinz, Mag.^a Sabine Pichler-Koblinger
Fotoredaktion: Georg Scherer, Bundesdenkmalamt
Grafik: Studio Corsaro, Miriam Hiltz, Barbara Sator-Krapf, Bernd Ganser-Lion,
studio@corsaro.at
Lektorat: scriptophil. die textagentur, office@scriptophil.at
Illustration: Lisa Scherzer, mail@liillustrat.at
Druck: Brüder Glöckler, Staudiglasse 3, 2752 Wöllersdorf, office@gloeckler.co.at
Anzeigen: Agentur Wall, Dr. Johanna Wall, office@agenturwall.com, +43 650 788 2703
Coverfoto: Eva Schlegel und Carl Pruscha © Bundesdenkmalamt,
Foto: Bettina Neubauer-Pregl

Druckfehler und Irrtümer sowie kurzfristige Änderungen vorbehalten. Alle Angaben ohne Gewähr. Gerichtsstand ist für beide Parteien Wien. Es gilt österreichisches Recht.

Personenbezogene Ausdrücke in diesem Magazin umfassen jedes Geschlecht gleichermaßen.

Das Magazin Denkmal heute erscheint in Kooperation zwischen der Österreichischen Gesellschaft der Denkmalfreunde und dem Bundesdenkmalamt.

DENKMAL
FREUNDE

 Bundesdenkmalamt

Werden Sie Denkmal freund

Beitritt als ordentliches Mitglied

Ich interessiere mich für die Tätigkeit der Österreichischen Gesellschaft der Denkmalfreunde und würde gerne als ordentliches Mitglied beitreten.

- Mitgliedsbeitrag 65 Euro
- Förderer 400 Euro
- Firmenmitgliedschaft 800 Euro

Abonnementbestellung

Ich abonniere Denkmal heute zum Preis von 21 Euro p. a.

Vorname _____ Nachname _____

Adresse _____

Telefon _____ E-Mail _____

Datum _____ Unterschrift _____

Der Schutz Ihrer persönlichen Daten ist uns ein besonderes Anliegen. Wir verarbeiten Ihre Daten daher ausschließlich auf Grundlage der gesetzlichen Bestimmungen (DSGVO, TKG 2003).

DENKMAL
FREUNDE

Bitte ausgefüllt senden an

Österreichische Gesellschaft
der Denkmalfreunde
Schwarzenbergplatz 4
1031 Wien

Kontakt

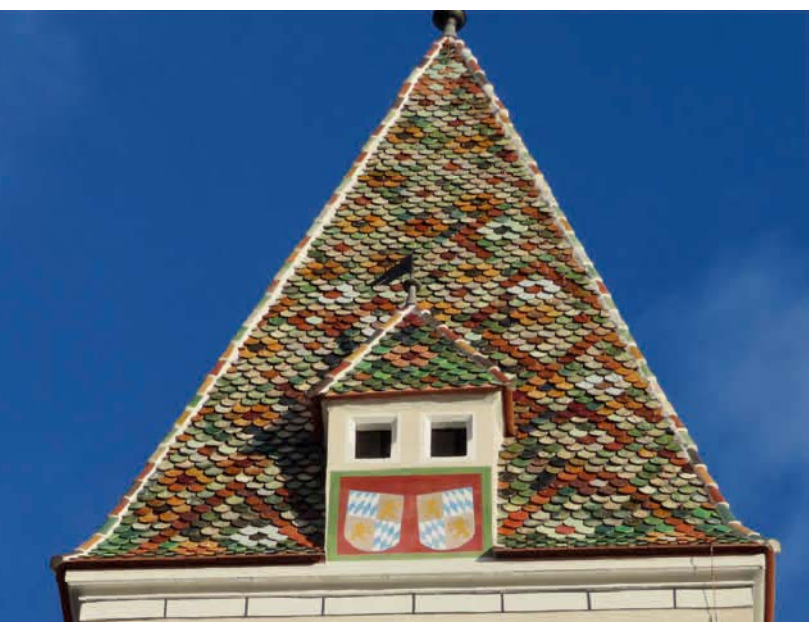
Generalsekretärin Christa M. Pinz
Tel.: +43 676 604 98 28
generalsekretariat@denkmalfreunde.com

Weitere Informationen finden Sie
auf der Website

denkmalfreunde.com



Stadtkommunikation/Rosenzopf



-  Zimmerer
-  Dachdecker
-  Spengler
-  Baugewerbe
-  Malerarbeiten
-  Turmschmuck
- anfertigung/
- vergoldung
-  Drohne -
Zustandserhebungen,
3D Aufmaßermittlungen
-  Spezialarbeiten -
Reparaturen mittels
Raupenkran, usw.

kirchturm.at

Greil Reinhard GmbH
9991 Dölsach,
Tiroler Straße 2

Tel.: +43 (0) 4852-69730
greil@kirchturm.at

DOROTHEUM

SEIT 1707



Entdecken Sie Ihre
Lieblingsstücke im führenden
Auktionshaus Mitteleuropas

Palais Dorotheum Wien
+43-1-515 60 570
dorotheum.com